ruprecht

Heidelberger Studentenzeitung



Über die Arbeit auf einem schwedischen Bio-Schweinehof lest ihr auf **Seite 19**

Dezember 2014 – Nr. 153 UNABHÄNGIG • UNBESTECHLICH • UNTERE www.ruprecht.de

Faul, dumm, links

Von Jesper Klein

Studenten-Klischees sind altbacken und lösen selten Begeisterungsstürme bei den Betroffenen aus – wie Socken zu Weihnachten. Präsent sind beide trotzdem. Zeit um bei Datenkrake und Alleswisser Google ihre Aktualität zu prüfen. Denn die automatische Vervollständigung der Suchmaschine zeigt dem Nutzer mithilfe eines Algorithmus beliebte Sucheingaben an. Nicht ganz unproblematisch und durchaus in der Kontroverse: Eine UN-Kampagne kämpft unter dem Hashtag „women should" gegen die Diskriminierung der Frau. Bettina Wulff klagte sogar gegen Google, weil diffamierende Begriffe im Zusammenhang mit ihrem Namen erschienen.

Auf banaler Ebene dagegen zeigt die Suchmaschine, mit welchen Fragen sich die Menschheit durch den Alltag quält. Was macht … man gegen Fruchtfliegen? Darf man … sein Kind Adolf nennen? Ist Essen … ein Hobby? Oft liefert Google die Antworten frei Haus dazu. Heureka!

Die Klischee-Forschung ist ebenfalls ergiebig. Studenten sind demnach faul, dumm und links. Selbstverständlich in dieser Reihenfolge! Auch für einzelne Studiengänge liefert die Nachforschungsmethode Ergebnisse: Mediziner sind laut Google eingebildet, dumm und arrogant. Psychologen verrückt, komisch und – es liegt ja beinahe auf der Hand! – selbst krank.

Neu hingegen war mir ein Klischee, das ein französischer Student im Bus zwischen Bismarckplatz und Hauptbahnhof offenbarte. Warum ich denn den Bus nähme, die deutschen Studenten führen doch Motorrad? Die flüchtige Hoffnung, dass rücksichtslose Plöck-Radler nun mit motorisierten Zweirädern einem würdigen Gegner gegenüber ständen und die Fußgänger verschonten, verflog bereits am Alten Hallenbad. Nein, sie machten bei der Jagd sicher noch gemeinsame Sache! Als Nächstes erzählte er dann, er komme aus den Geisteswissenschaften. Die sind laut Google übrigens keine Wissenschaften. Und sinnlos.



Foto: jop

Neue Sperrzeiten – Party ohne Ende?

Am 18. Dezember wird der Gemeiderat wohl für kürzere Sperrzeiten stimmen. Ob der langanhaltende Altstadtstreit um das Lärmproblem so beendet wird, bleibt fraglich

Im ewigen Streit um Kneipenlärm in der Heidelberger Altstadt bahnt sich eine überraschende Entscheidung an. Nachdem sich bereits der Jugendgemeinderat und der Bezirksrat für eine Liberalisierung der Sperrzeiten ausgesprochen hatten, votierte am Mittwoch eine breite Mehrheit des Haupt- und Finanzausschusses für die Landesregelung. Diese erlaubt es allen Kneipen und Gaststätten unter der Woche bis drei Uhr und am Wochenende bis fünf Uhr zu öffnen. Im Moment gelten in Heidelberg noch verschärfte Sperrzeiten, weshalb normale Kneipen unter der Woche um zwei Uhr und am Wochenende eine Stunde später schließen müssen. Eine Sonderkonzession haben die Diskotheken Tangente und Cave, in denen am Freitag und Samstag auch bis fünf Uhr gefeiert werden kann. Dem Beschluss des Haupt- und Finanzausschusses war zunächst eine lange Diskussion vorausgegangen. Während die Fraktion der Grünen sich um einen Aufschub der Entscheidung bemühte, um Zeit für die Findung eines Kompromiss zu gewinnen, preschte die bis dahin zurückhaltende SPD mit einem neuen Vorschlag nach vorn. Die Fraktionsvorsitzende Anke Schuster stellte ein Papier vor, das neben der Landesregelung auch eine Aufstockung des kommunalen Ordnungsdienstes (KOD) von acht auf mindestens zwölf Mitarbeiter vorsieht, sowie die Prüfung eines Deeskalationsteams und einem erweiterten Moonlinerangebot über den Uniplatz. Sie betonte: „Wir wissen nicht, ob die Landesregelung funktionieren wird, in anderen Städten wirkt sie. Aus dem Bauch heraus entscheiden bringt uns nicht voran." Jan Gradel und Matthias Kutsch (CDU) fanden lobende Worte für das SPD-Papier. So wurde der Vorschlag mit nur vier Gegenstimmen und einer Enthaltung angenommen. Die endgültige Entscheidung wird erst der Gemeinderat am 18.12. treffen – es wird aber nur die formale Bestätigung erwartet. **(fha)**

Reaktionen und ausführliche Hintergründe auf Seite 11

Grüne sind stärkste Liste

Studenten wählen Heidelbergs zweiten StuRa

Drei Tage lang waren die Wahllokale im Neuenheimer Feld, Bergheim, der Neuen Uni und im Mannheimer Klinikum für die Wahl des Studierendenrates geöffnet. Stärkste Kraft unter den uniweiten Listen wurde wie im letzten Jahr die Grüne Hochschulgruppe. Sie errang vier Mandate, gefolgt von den Jusos mit drei Sitzen.

Je ein Sitz geht an die Liberale Hochschulgruppe (LHG), die WiSo-Fakultät, die Fakultät für Biowissenschaften, die Piraten und die Liste. Der Ring christlich demokratischer Studenten (RCDS) und die Fachschaftsinitiative Jura errangen jeweils zwei Mandate. In elf Fachschaften wurden desweiteren Fachvertreter gewählt. Je nach Größe der Fakultät stehen ihnen ein bis drei Sitze im StuRa zu.

In seiner ersten Sitzung am 2. Dezember konstituierte sich der neue StuRa. Außerdem wurden Glenn Bauer und Hera Sandhu zu den Vorsitzenden für das kommende Jahr gewählt. **(kap)**

Hintergründe zur Wahl findet ihr auf Seite 6

Ausgezeichnet

Heidelberg ist nun UNESCO-Literaturstadt

Seit dem 1. Dezember steht fest: Heidelberg trägt den Titel einer UNESCO-Weltliteraturstadt („City of Literature"). Damit werden sowohl die reiche literarische Vergangenheit als auch die gegenwärtige Literaturszene gewürdigt. Heidelberg ist nun Mitglied des Netzwerks der „Creative Cities", zu dem unter anderem auch Melbourne, Dublin und Krakau gehören. Ziel des Netzwerkes ist die Zusammenarbeit ihrer Mitgliedsstädte. Auch mit Mannheim, das den Titel einer „Stadt der Musik" erhielt, ist eine enge Kooperation geplant. Mit der Auszeichnung geht auch die Verpflichtung einher, sich verstärkt um den Ausbau des Literaturlebens der Stadt zu kümmern. Dies könnte sich etwa in der Schaffung eines Literaturhauses äußern, das seit Längerem in der Diskussion ist, oder in anderen Projekten. Die Finanzierung ist dabei allerdings noch unklar, denn ein Preisgeld gibt es nicht und weder Stadt noch Land haben bisher konrete Zusagen gemacht. **(mab)**

Weitere Infos zum Thema findet ihr auf Seite 18



Heidelberg ist eine Rugby-Hochburg. Auch viele Studenten begeistern sich dafür – sogar unter Wasser

auf **Seite 8**

STUDENTISCHES LEBEN



Die großen Fragen der Wissenschaft: „Was ist die dunkle Seite unseres Genoms?", fragt ein Astrobiologe

auf **Seite 13**

WISSENSCHAFT

Jeden Sonntag sterben im Fernsehen Menschen – ein Gespräch über den Tod mit Regisseur Jürgen Bretzinger

auf **Seite 17**

FEUILLETON

Recht auf Sterben?

In etwa einem Jahr wird der Bundestag ein Gesetz zum Thema „Sterbebegleitung“ verabschieden. Es geht unter anderem um die Frage, ob der ärztlich assistierte Suizid legitimiert werden soll. Die Meinungen dazu gehen nicht nur im Bundestag auseinander. Wir haben zwei Experten befragt. (ams)

PRO



Jürg Walter Meyer
Heidelberger Ansprechpartner der Deutschen Gesellschaft für Humanes Sterben (DGHS)

Die Beihilfe zum freiverantwortlichen Suizid ist in Deutschland wie in meinem Heimatland, der Schweiz, straffrei, da dieser selbst keinen Straftatbestand darstellt. Nun, es nützt nichts, dass in Deutschland die Beihilfe zur Selbsttötung straffrei ist. Menschen, die ihrem Leben ein Ende bereiten wollen, können sich nur auf verschiedenste gewaltvolle, qualvolle Weise umbringen. Sind sie schwerstkrank und immobilisiert, so sind sie blockiert.

Der Arzt kann selbst todkranken Menschen nicht helfen. Das verhindert das von Frank Ulrich Montgomery 2011 durchgesetzte, von der Bundesärztekammer erlassene Totalverbot jeder ärztlichen Beihilfe zum Freitod. Hier muss Remedur geschaffen werden. Laut einem Urteil des Verwaltungsgerichts Berlin von 2012 ist das Grundrecht der Freiheit der Berufsausübung und der Gewissensfreiheit des Arztes mit einem uneingeschränkten, ausnahmslosen Verbot der ärztlichen Suizidhilfe nicht vereinbar (mit Berufung auf Art. 4, Abs.1 und Art.12, Abs. 1GG). Selbstverständlich ist kein Arzt dazu verpflichtet, er kann, aber er muss nicht Sterbehilfe leisten. Aber es ergibt sich noch ein weiteres Problem hierzulande. Wie kann ein Arzt Sterbehilfe leisten? Bei einem Exit-Freitod muss ein Arzt das Rezept für das Betäubungsmittel ausstellen. Das Barbiturat überbringt die Exit-Freitodbegleiterin am Tag des vereinbarten Suizids; diese muss bei der Einnahme durch den Patienten anwesend sein. Nach meinem Wissen verbietet das deutsche Betäubungsmittelgesetz einem Humanmediziner die Verschreibung dieses Mittels in der für den Freitod benötigten Dosis. Wenn also in Deutschland der ärztlich assistierte Suizid ermöglicht werden soll, dann müsste auch das Betäubungsmittelgesetz geändert werden.

Der Fernsehsender Arte hat am 30.11.2014 einen Beitrag zur Sterbehilfe ausgestrahlt, in der Raphaël Enthoven, Professor für französische Philosophie, mit Bernard-Marie Dupont diskutierte. „Bernard-Marie Dupont est médecin universitaire, professeur de philosophie et juriste, spécialisé dans l’éthique médicale, connu pour ses prises de position en faveur du développement des soins palliatifs“ (Quelle: „Arte“). Die interessanteste Äußerung von Professeur Dupont betraf den „Hippokratischen Eid“: Hippokrates von Kos habe die Medizin als ‚Kunst der Begleitung‘ verstanden. Erst viel später, als Folge des Humanismus, sei die Medizin als ‚Kunst des Heilens‘ interpretiert worden. Dieser Eid ist erstmals rund 500 Jahre nach Hippokrates vom römischen Arzt Scribonius Largus formuliert worden. Er verbietet ausdrücklich aktive Sterbehilfe. Allerdings, „in Deutschland werden weder der Eid noch das „Genfer Gelöbnis“ nach der Approbation verpflichtend abgeleistet“ (Quelle: „Wikipedia“). Die ‚Genfer Deklaration‘ des Weltärztebundes von 1948 ist eine zeitgemäße Version des „Eids des Hippokrates“; Sie wurde mehrfach revidiert, letztmals 2006. Sie enthält keinerlei konkrete Bezüge, weder zur aktiven Sterbehilfe geschweige denn zum begleiteten Suizid. Nach der Feststellung, dass heute 80% der Menschen im Spital sterben, wirft Professeur Dupont die Frage auf, wie weit der Tod eines Menschen, der über Schläuche und Kabel mit Maschinen und Messgeräten verbunden sei, überhaupt noch Ausdruck des freien Willens sein könne. Dieser Gedanke weist auf die Bedeutung einer klar formulierten ‚Patientenverfügung‘ hin. Damit ist das Spannungsfeld zwischen Patient und Arzt aufgezeigt.

Es gilt der Grundsatz, dass jeder Arzt das Recht hat, seinem Selbstverständnis folgend eine Unterstützung beim Suizid abzulehnen. Vice versa aber hat jeder Patient das Recht, im Voraus zu bestimmen, wie er behandelt werden soll, welche Eingriffe und Maßnahmen zu unterlassen sind und zwar auch zu dem Zeitpunkt, da er selber nicht mehr ansprechbar ist. Jeder Mensch hat also meiner Meinung nach auch das Recht, im Falle einer schweren, sein Leben beeinträchtigenden oder tödlichen Erkrankung selbstbestimmend seinem Leben in Würde ein Ende zu setzen und dafür einen Arzt zu suchen, der ihm - ohne rechtliche bzw. standesrechtliche Konsequenzen - nach sorgfältigen Abklärungen das dafür notwendige Rezept ausstellt.

„La question du choix ultime doit-elle faire l’objet d’une loi?”

> Jeder Mensch hat das Recht, seinem Leben in Würde ein Ende zu setzen.

CONTRA



Fotos: privat

Lukas Radbruch
Präsident der Deutschen Gesellschaft für Palliativmedizin & Lehrstuhlinhaber für Palliativmedizin

Der Angst insbesondere schwerkranker und/oder älterer Menschen vor einem unwürdigen und leidvollen Sterben in Pflegeheimen, in Krankenhäusern oder auch zuhause muss dringend mit einem flächendeckenden Ausbau der Palliativ- und Hospizversorgung begegnet werden.

Die Legalisierung des ärztlich assistierten Suizids ist demgegenüber der falsche Weg. In der aktuellen öffentlichen Diskussion fällt immer wieder auf, wie wenig Kenntnisse zu den Möglichkeiten der Hospiz- und Palliativversorgung und der Therapiebegrenzung vorhanden sind und dass diese Optionen in der Begleitung am Lebensende bislang nicht ausgereizt werden. Eine adäquate ambulante und stationäre Palliativversorgung kann den Wunsch nach Beihilfe zum Suizid in den allermeisten Fällen ausräumen.

Viele Menschen, die sich für „Sterbehilfe“ aussprechen, verleihen damit ihrer Furcht Ausdruck, am Ende ihres Lebens nicht mehr freiverantwortlich entscheiden können, ob und wann lebensverlängernde Maßnahmen wie künstliche Ernährung, Flüssigkeitszufuhr, Medikamentengabe, Beatmung, Intubation, Dialyse oder Reanimation beendet oder gar nicht erst angefangen werden sollen.

Deshalb ist es besonders wichtig Patienten und Angehörige darüber aufzuklären, dass nach aktueller Rechtslage kein medizinischer Eingriff und auch keine lebensverlängernde Maßnahme gegen den Willen eines Patienten erfolgen darf. Für den Fall, dass Patienten am Lebensende nicht mehr selbst entscheiden können, können sie mit Patientenverfügung und Vorsorgevollmacht sicherstellen, dass sie die Kontrolle über die medizinische Behandlung bis an das Lebensende behalten.

In der Palliativversorgung erlebe ich im Umgang mit schwerstkranken und sterbenden Menschen oft, dass die Frage nach Beihilfe zum Suizid vor allem ein Hilferuf ist, der dringende Wunsch, über Leiden und Qual zu sprechen. Häufig geht es gar nicht um die jetzt erlebten Beschwerden, sondern um die Angst vor dem, was noch auf die Patienten zukommt. Dabei bestehen mitunter falsche oder übertriebene Schreckensbilder zu der befürchteten Zukunft. Hier hilft die Aufklärung über den Krankheitsverlauf und die Möglichkeiten der Palliativversorgung.

Zu betonen ist: Es gibt keine Situation, in der die Palliativmedizin nichts mehr anzubieten hat.

Selbst in Grenzsituationen stehen Handlungsoptionen zur Verfügung. Den sehr wenigen Patienten, bei denen keine ausreichende Symptomlinderung erreicht werden kann, bleibt die Palliative Sedierung als Option, um unerträgliches Leid zu lindern. Der überwachte Einsatz von Medikamenten dient dem Ziel, das Bewusstsein zu reduzieren oder auszuschalten, um so die Belastung durch unerträgliches und durch keine anderen Mittel beherrschbares Leiden zu lindern. Dies sollte erst dann in Erwägung gezogen werden, wenn alle anderen therapeutischen Maßnahmen versagt hätten.

So kann man heute den großen Ängsten der Menschen bezüglich eines vermeintlichen Ausgeliefertseins an eine lebensbedrohliche Erkrankung eine breite Palette ambulanter und stationärer palliativmedizinischer Möglichkeiten entgegensetzen. Allerdings ist auf dem Weg zu einer bundesweit bedarfsdeckenden Palliativversorgung für schwerkranke Menschen jeden Lebensalters noch eine Reihe von Herausforderungen zu bewältigen.

Mit einer Erleichterung der ärztlichen Beihilfe zum Suizid, wie es jetzt von mehreren Seiten gefordert wird, besteht demgegenüber die Gefahr, dass auch bei engen und strengen Regelungen für eine solche Beihilfe im Lauf der Zeit die Kriterien aufgeweicht und ausgeweitet werden, wie dies in anderen Ländern wie den Niederlanden oder Belgien in den vergangenen Jahren immer wieder zu beobachten war.

Vor allem ist zu befürchten, dass die Patienten eine solche Regelung als Druck empfinden, ihren Angehörigen oder der Gesellschaft nicht länger zur Last zu fallen. Und das Verhältnis von Arzt zu Patient würde sich deutlich ändern: Der Arzt wäre dann nicht mehr der bedingungslose Begleiter, sondern würde jetzt bewerten müssen, wie unerträglich das Leid des Patienten ist, und ob es eine Beihilfe zum Suizid rechtfertigt. Für die Palliativversorgung steht deshalb fest, dass die Beihilfe zum Suizid keine ärztliche Aufgabe ist. Palliativversorgung leistet Hilfe beim Sterben, nicht Hilfe zum Sterben!

> Es gibt keine Situation, in der die Palliativmedizin nichts mehr anzubieten hat.

Die Heidelberger Studenten haben verschiedene Standpunkte zum Thema Sterbehilfe



Sebastian Paulus, 23
Politische Wissenschaft & Öffentliches Recht

„Ja, denn die Würde des Menschen ist unantastbar! Nur ein Leben und Sterben in Selbstbestimmung wird diesem Grundsatz gerecht.“



Isabelle Oswald, 21
Molekulare Biotechnologie

„Ab einem unerträglichen Grad an physischem Schmerz sollte eine Erlösung möglich sein. Dadurch wird aber eine zweite Person belastet. Ich weiß nicht, ob das zumutbar ist.“



Fotos: ams

Samuel Herrmann, 19
Theologie

„Nein. Zum einen besagen die Zehn Gebote, dass der Mensch nicht töten soll, was auch für das eigene Leben gilt. Zum anderen ist der Mensch von Natur aus fehlerhaft, sodass die Entscheidung, sein Leben zu beenden, eine falsche sein kann.“

Keine Luft für Studierende

Der Bedarf an psychologischer Beratung ist in den letzten Jahren an deutschen Hochschulen drastisch gestiegen. Werden Deutschlands Studierende immer kränker?

Von Dorina Marlen Heller

Plötzlich kommt alles zusammen: die Klausur nächste Woche, Hausarbeiten, die zu schreiben sind, die gefühlten 300 Seiten ungelesene Pflichtlektüre, Stress in der WG, Beziehungsprobleme - und die Luft bleibt weg. Diese Situation kennen wir alle. Laut einer Studie des Deutschen Studierendenwerks von 2012 verbinden StudentInnen Stress in erster Linie mit Zeitnot (75 Prozent) und Leistungsdruck (64 Prozent). Akuter Handlungsbedarf besteht, wenn „Atemnot" nicht mehr die Ausnahme, sondern die Regel ist. Aber woher sollen Studierende die Weitsicht zur Handlung und Prävention nehmen, wenn das Problem auch ein tiefgreifend gesellschaftliches ist?

2011 wurden, laut des TK Gesundheitsreport & KKH-Allianz & WHO & Stressreport Deutschland von 2012, bundesweit 59,2 Millionen Arbeitsunfähigkeitstage aufgrund psychischer Erkrankungen registriert. Das ist ein Anstieg um mehr als 80 Prozent in den letzten 15 Jahren. Laut der Stiftung Deutsche Depressionshilfe ist Depression inzwischen eine Volkskrankheit. „Depressive Störungen gehören zu den häufigsten und hinsichtlich ihrer Schwere am meisten unterschätzten Erkrankungen", kann man auf ihrer Website nachlesen. Ähnliches gilt für Burnout: Bis zu 13 Millionen aller ArbeitnehmerInnen in Deutschland sind nach Schätzungen von Gesundheitsexperten und Krankenkassen betroffen. Jede/r fünfte Erwerbstätige erlebt Burnout-ähnliche Phasen. Eine Modekrankheit unserer Zeit oder ein neuer Name für ein altbekanntes Phänomen? Hier scheiden sich die Geister. Oft werden psychische Krankheiten auch nicht diagnostiziert, sondern erst die körperlichen Spätfolgen wie Herzerkrankungen, Schlafstörungen, Migräne oder Magengeschwüre. Laut des TK-Gesundheitsreports sind hiervon ebenfalls 20 Prozent aller Erwerbstätigen betroffen. Es zeigt sich: Psychische Erkrankungen bzw. ihre Diagnosen, nehmen verhältnismäßig stark zu. Aber wie ist die Lage an den Hochschulen?

„Das erste Mal überfordert zu sein begann relativ früh, gleich zu Beginn der ersten großen Klausuren", erzählt mir Sophie Heiden*, Lehramtsstudentin im 9. Semester. „Als junger und unerfahrener Ersti steht man vor einem riesigen Haufen an Lernmaterial, den man dann in einer Klausur abliefern muss." Dem fühlte Sophie sich nicht gewachsen. Und fiel prompt bei den ersten beiden Antrittsversuchen durch: „Nach zwei Semestern des Versagens und der ersten Selbstzweifel, durfte ich beobachten, wie alle an mir vorbeizogen."

Das Klischee der faulen und untätigen Studierenden stimmt en gros nun schon seit einiger Zeit nicht mehr. Mit der Umstellung auf Bachelor- und Masterstudiengänge haben sich insbesondere die Inhalte der Bachelorstudiengänge signifikant erhöht, das Studienkorsett wird immer enger. Regelstudienzeit, ECTS-Punkte und Leistungsdruck sind die neuen Studierenden-Unwörter. Für Flexibilität und individuelle Freiräume ist im System nicht viel Platz. Wenn dann mal etwas schief geht, haben viele das Gefühl alleine dazustehen. Auch Sophie hat die Erfahrung gemacht, dass DozentInnen gerade bei weniger leistungsstarken Studierenden oft nicht an den Gründen für ihren Leistungsabfall interessiert sind. „Wenn wir ehrlich sind, ist man als Student eben eine ‚Matrikelnummer', die auf der ‚Bestanden' oder ‚Nicht bestanden'- Liste landet", findet sie. Aber überhöhte Selbstansprüche und krankhafter Perfektionismus können uns genauso ans Ende unserer Kräfte bringen. Zum Beispiel Judith Mertens*, Doppelmaster - Studentin, musste im Laufe ihres Studiums miterleben, wie sich vier ihrer Kommilitoninnen das Leben nahmen. Natürlich ist es falsch, die Universität als Institution dafür verantwortlich zu machen. Aber jeglichen Zusammenhang mit studienbedingten Schwierigkeiten auszuschließen, ebenfalls. In Judiths Fall kamen zwei ihrer Kommilitoninnen, allesamt gute Studentinnen, unmittelbar vor ihrem Selbstmord zu ihr, um über ihre Probleme zu sprechen. Sie hatten unter anderem das Gefühl, den eigenen Ansprüchen nicht mehr zu genügen. Rechtzeitig Hilfe in der „großen, anonymen Institution Uni, die sich nur um ihre eigenen Ziele kümmert" zu finden, war Judith nicht möglich. „Schließlich fühlte ich mich verantwortlich für deren Tod, da ich vielleicht hätte Bescheid geben sollen. Aber wo? Es gab Psychologen, dieses Angebot ist von unschätzbarem Wert! Aber eine Psychotherapie kann lange dauern. Diese Zeit haben die Perfektionisten meist nicht, weil sie sie sich nicht geben." Als Judith einmal das Gespräch mit einem gemeinsamen Dozenten sucht, wird sie enttäuscht. Er kann oder will das Problem nicht verstehen. Für ihre Mitstudentinnen kommt jede Hilfe zu spät. Dieses Beispiel zeigt, dass uniinterne Unterstützungssysteme in Notfallsituationen oft nicht greifen. Denn die beruhen meist völlig auf Eigeninitiative.

> Der Bedarf an psychologischer Beratung hat sich mehr als verdoppelt

Isabella Albert, Vorstandsmitglied des fzs (freier zusammenschluss von studentInnenschaften e.V.), erklärt anlässlich der kürzlich publizierten Studierenden-Survey der Universität Konstanz: „Nach Zahlen des Deutschen Studentenwerkes hat sich der Bedarf an psychologischer Beratung bei Studierenden von 2003 bis 2012 mehr als verdoppelt. Die psychosozialen Beratungsstellen an den Hochschulen und Studierendenwerken sind überlaufen." Albert führt diesen starken Anstieg an Beratungsbedarf unter anderem auf das angespannte Konkurrenzverhältnis an den Hochschulen zurück. Der politisch herbeigeführte Mangel an Masterplätzen gebe Studierenden, die keinen Platz ergattern konnten, das Gefühl, versagt zu haben. Andere Studien kommen zu ähnlichen Ergebnissen. Beispielsweise gaben bei einer Umfrage unter psychologischen Beratern von Studierendenwerken (aus 14 Bundesländern) 83 Prozent der Befragten an, eine Tendenz zu einer allgemeinen psychischen Erschöpfung und Überlastung bei



Foto: jop

Studierenden festzustellen. Viele davon suchen früher oder später Hilfe bei den psychologischen Beratungsstellen ihrer Hochschulen. Aber was kann man sich von einer solchen Beratung zum Beispiel bei der Heidelberger PBS (Psychosoziale Beratung) konkret erwarten?

„Ich war an einem Punkt, wo ich gemerkt habe, dass es so nicht weitergehen kann. Meine Probleme waren eher privater Natur, haben sich dann aber negativ auf mein Studium ausgewirkt. Alles kam mir sinnlos vor", beschreibt mir Larissa Feldner*, BA-Studentin im 8. Semester, ihre damalige Situation. Sie hat sich schließlich dazu entschieden, das Angebot der PBS zu nutzen. „Ich musste mich erst überwinden und mir eingestehen, dass ich Hilfe brauche. Aber dann war es total unkompliziert und unterstützend." Nach der Terminvergabe (die Wartezeit beträgt in der Regel zwei Wochen, als Alternative gibt es die offene Sprechstunde) folgt eine erste Evaluation. „Im Durchschnitt werden pro Student/in fünf Gesprächstermine vergeben, abhängig vom individuellen Anliegen", erklärt mir Dr. phil. Frank-Hagen Hofmann, Psychologischer Psychotherapeut der PBS Heidelberg. „Zeitlich umfangreichere Sachen können wir hier nicht leisten, wir begleiten über psychisch schwierige Situationen – bei schweren Erkrankungen können wir nur weitervermitteln. Circa 850 Studierende nehmen unseren Service pro Jahr in Anspruch, die Konsultationszahlen steigen kontinuierlich." Das Angebot der PBS ist kostenfrei, es wird nach dem Solidaritätsprinzip durch den Studierendenbeitrag aller gedeckt. „Ich hatte mir anfangs erwartet, dass mehr Handlungsmuster vorgegeben werden", erinnert sich Larissa, „aber im Rückblick war es besser so, dass mir einfach mal jemand nur zugehört hat. Mentale Probleme sind schließlich kein Beinbruch, sondern müssen aus eigener Kraft gelöst werden."

„Im Wesentlichen sind Ängste die Hauptgründe, wegen derer Studierende zu uns kommen. Nervosität, Prüfungsangst, depressive Verstimmungen oder Arbeits- und Konzentrationsstörungen. Auch wenn sich das für viele im Studium zeigt, heißt es noch nicht, dass die Ursachen auch im Studium liegen müssen." Hofmann ist überzeugt, dass mehr Hilfestellungen seitens der Uni – zum Beispiel in Form von Kursen oder Coachings – zum Aneignen von Lernstrategien und selbstständigem Arbeiten vielen Studierenden helfen könnten. Er ist auch der Meinung, dass die steigenden Zahlen Studierender, die psychologische Hilfe in Anspruch nehmen, positiv zu werten sind. Sie zeugen davon, dass sich ein besserer gesellschaftlicher Umgang mit psychischen Belastungen herausbildet. Allerdings dürfen wir hier nicht vergessen, dass Studierende, die sich an Beratungsstellen wenden, das Gefühl haben, die eigenen Probleme nicht mehr selbst bewältigen zu können. 85 Prozent aller BA-Studierenden haben in mindestens einem sozialen oder psychosozialen Thema – wie etwa Überforderungsgefühle, psychosomatische Beschwerden oder Ängste - (sehr) hohen Problemdruck. Etwa 40 Prozent kommen nach eigenen Angaben kaum zur Ruhe, weil sie das Studium eigentlich immer fordert.

Es steht außer Frage, dass Supportsysteme wie psychologische Beratungsstellen eine wichtige und unbedingt notwendige Anlaufstelle für betroffene Studierende darstellen. Und doch sollten wir darüber nicht vergessen, dass Prävention mindestens genauso wichtig ist. „Es hat mich überrascht, wie viele Leute in meinem Umfeld eigentlich dieselben Probleme haben", meint Larissa. „Natürlich muss man keinen Seelenstriptease hinlegen, wenn mal was nicht stimmt, aber Kleinigkeiten sollte man genauso wenig runterschlucken."

> „Ich war an einem Punkt, wo ich gemerkt habe, dass es so nicht weitergehen kann."

Auch Sophie hat schließlich eine Coping-Strategie für sich entwickelt: „Ich habe das Gefühl, viele meiner Kommilitonen sind nahe am Burnout. Was mich von den anderen unterscheidet ist, dass ich mir keinen Druck mehr machen will. Wenn ich es nicht schaffe, dann soll es so sein. Meine Gesundheit ist mir alles." Sich Zeit für sich selbst zu nehmen und mal langsam zu machen kann uns vor Burnout und Erschöpfung schützen. Genauso wichtig ist es „rauszugehen und Menschen zu treffen", findet Judith. „Und hinsehen, wenn es anderen schlecht geht." Auch, wenn die Angst vor dem Stigma „schwach" zu sein, uns davor abhalten kann, Hilfe in Anspruch zu nehmen, meint auch Hofmann: „Trauen Sie sich, es hilft!"

Darüber hinaus braucht es soziale Aufmerksamkeit füreinander in der Uni-Gemeinschaft. Eine „Entstigmatisierung" von psychischen Problemen und Krankheiten. Und einen offenen Umgang mit dem gesellschaftlichen Thema des „Leistungsterrors" und der Selbstausbeutung im Namen von „employability" und „gesundem Ehrgeiz". Denn die Gründe für psychische Belastungen und Krankheiten müssen wir nicht nur bei uns selbst, sondern auch in unserem Umfeld suchen.

*Namen von der Redaktion geändert

Kontaktdaten von Beratungsstellen

Wenn Du das Gefühl hast mit deinem Studium überfordert zu sein, private Probleme hast, oder Du einfach mal jemanden zum Reden brauchst, kann dir hier weitergeholfen werden:

- Psychosoziale Beratungsstelle Heidelberg (PBS): Offene Sprechstunden (ohne Voranmeldung): Mo-Do 11.00-12.00 Uhr/Emailadresse: pbs@stw.uni-heidelberg.de
- Nightline: Übers Telefon: 06221 / 18 47 08 oder via Skype unter nightline.heidelberg, täglich von 21 bis 2 Uhr
- Psychosoziale Erst(mal)-Beratung; Psychosoziale Hilfe e.V. (PSH), Psychologische Beratungsstelle Heidelberg: beratung@psh-heidelberg.de/Telefon +49 6221 412481
- Ehe-Familien- und Lebensberatungsstelle, Katholische Gesamtkirchengemeinde Heidelberg: dw-spdi@dwhd.de/Telefon +49 6221 5375-50
- Frauen Gesundheits Zentrum (FGZ), Information für Frauen: info@fgz-heidelberg.de/Telefon +49 6221 21317

Hochschulfinanzierung im Überblick

Über die Ausstattung der Universitäten wird oft gestritten. Wie setzt sich die Finanzierung zusammen und wo liegt das Konfliktpotential? Eine Übersicht

Die Finanzierung der Hochschulen wird in drei Bereiche aufgeteilt: Erst-, Zweit- und Drittmittel. Dabei umfassen Erstmittel den planmäßigen Etat der Universität, zugewiesen vom Staat, also hauptsächlich von den Bundesländern als Träger der Universitäten. Sie stellen die Grundfinanzierung sicher. Über diese Gelder kann die Universität frei verfügen und laufende Ausgaben, wie Instandhaltung, Energiekosten und einen Großteil der Personalkosten decken.

Die übrigen Gelder, die zur Verfügung stehen, fallen unter die Zweit- und Drittmittel. Als Zweitmittel werden Zuwendungen staatlicher oder staatsnaher Einrichtungen bezeichnet, die jedoch nicht regulär bereitgestellt und unter zweckgerichteten Auflagen vergeben werden.

Hier spielt besonders die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) eine wichtige Rolle. Der gemeinnützige Verein, der von Bund und Ländern 2013 mit 2,7 Milliarden Euro finanziert wurde, trägt unter anderem die Exzellenzinitiative und das Graduiertenkolleg.

Die Drittmittel schließlich beziehen sich auf jenen Teil, der von Industrie, Privatpersonen oder Stiftungen getragen wird. Die Idee: Ein Akademiker, der die erforderlichen Mittel für ein Projekt nicht aufbringen kann, hat die Möglichkeit, sie selbst einzuwerben und somit das Budget der Universität zu schonen. Dadurch verpflichtet er sich Dritten gegenüber, ein bestimmtes Lehr- oder Forschungsprojekt durchzuführen. Genau wie bei den Zweitmitteln erfolgt die Einwerbung in kompetitiven Verfahren.

Während die Grundausstattung der Hochschulen in den letzten Jahren stagniert ist, haben Drittmittel weiter an Bedeutung gewonnen. Da im Etat immer weniger Spielraum für aufwendige Forschung und Investitionen besteht, werden sie als zusätzliche Geldquelle notwendig. Im Jahr 2013 warb laut Statistischem Bundesamt ein Universitätsprofessor durchschnittlich einen Betrag von 243 000 Euro ein – eine Steigerung von fünf Prozent gegenüber dem Vorjahr. Eine beträchtliche Summe, die mittlerweile rund ein Viertel der finanziellen Mittel an Universitäten ausmacht.

Die Drittmittel sind dabei ungleich verteilt. Der überwiegende Teil der Einnahmen wird im Bereich der Naturwissenschaften generiert. Das liegt an technisch aufwändigen Versuchsanordnungen moderner Experimente; insbesondere in der Physik und Chemie kommen teure Apparaturen zum Einsatz. Geistes- und Gesellschaftswissenschaften sind vergleichsweise schwächer bezuschusst, da die herausragenden Leistungen hier meist von einzelnen Wissenschaftlern erbracht werden.

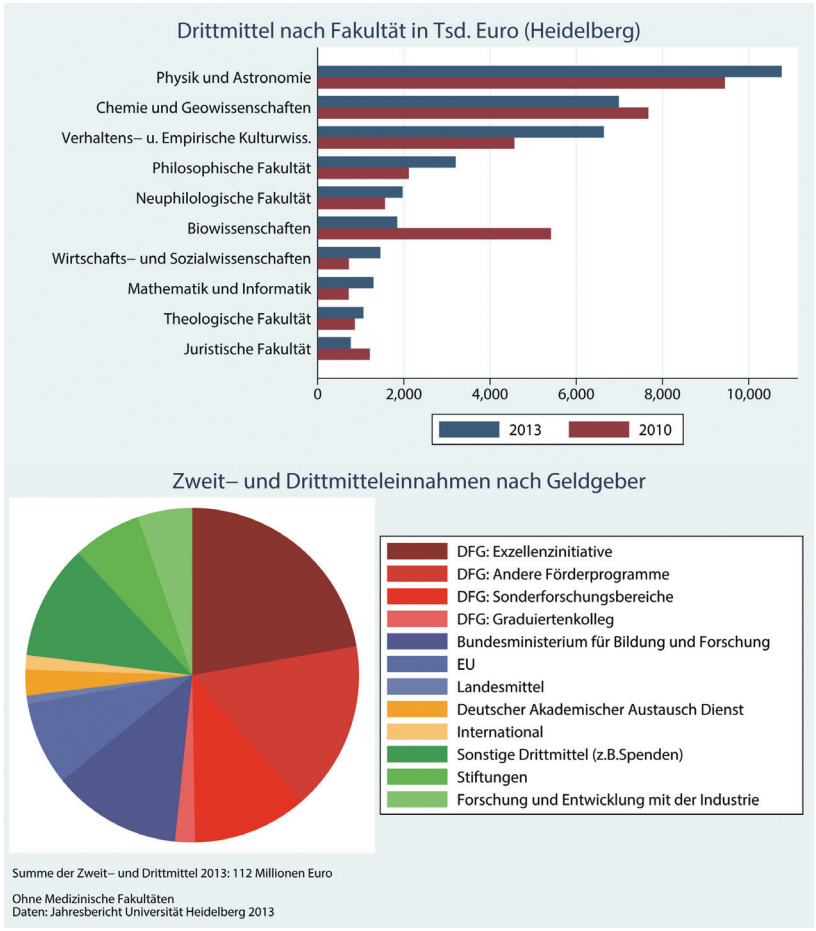
Mit dem steigenden Anteil der Drittmittel lassen sich langfristige Projekte nur schwer planen. In den Ausschreibungen ist ein kurzer Zeitraum mit absehbarem, messbarem „Erfolg“ ein entscheidendes Auswahlkriterium. Auftragsforschung stellt zudem die Wissenschaftsfreiheit prinzipiell in Frage. Verpflichtungen Dritten gegenüber einzugehen, führt zwangsläufig zu Abhängigkeit und dem Potential, Einfluss auf die Ergebnisse zulassen zu müssen.

Je höher der Anteil der Drittmittel ist, desto vehementer drängt sich die Frage auf, ob das Geld ein Mittel zum Zweck darstellt oder ob die Forschung durch das bloße Vorhandensein von Geld bedingt ist. Die Ministerien sehen die Summe der Drittmittel als quantifizierbares Zeichen von Qualität, der eigentliche Erkenntnisgewinn droht dabei in den Hintergrund zu rücken. Diese Verdrehung von Zweck und Mittel suggeriert, dass nur derjenige, der viele Mittel eingeworben hat, auch gute Forschung betreibt.

Bildung ist Ländersache. Gestärkt wurde diese Position durch die Föderalismusreform von 2006, die der wachsenden Zentralisierung von Kompetenzen entgegenwirken sollte. Nur ausnahmsweise, im Fall von Maßnahmen „überregionaler Bedeutung“, ist eine direkte Mitfinanzierung durch den Bund vorgesehen. So zum Beispiel beim Hochschulpakt, der beschlossen wurde, um die Belastung durch die Doppeljahrgänge abzufedern. Schon damals wurde allerdings Kritik laut, denn die Gesetzgebungshoheit der Länder schließt die Finanzierungspflicht ein. Diese ist von den oft schwach ausgestatteten Ländern schwerlich zu bewältigen.

Eine stärkere Finanzierung durch den Bund würde den Wissenschaftsbetrieb erleichtern. Das Problem: Einer dauerhaften Finanzierung von Bildung durch den Bund steht das Grundgesetz entgegen. Dieses Kooperationsverbot ließe sich nur durch eine Verfassungsänderung aufheben. Ein entsprechender Vorschlag scheiterte 2012 mangels Zwei-Drittel-Mehrheit in Bundestag und -rat.

Bei den Verhandlungen zum Finanzierungsvertrag „Perspektive 2020“ zwischen Hochschulen und Landesregierung wurde eine Anhebung der Grundfinanzierung vereinbart. Das bedeutet für die Universitäten, dass ihre Finanzierung weiterhin auf den Schultern der chronisch klammen Länder lastet, sodass sie nach wie vor auf Drittmittel angewiesen sein werden. **(chd, jop)**



Private Spenden spielen auch für die Universität Heidelberg eine große Rolle. Wir stellen drei Mäzene vor:

Hans Decker


Foto: Universität Heidelberg

Nicht nur finanziell sondern auch ideell unterstützen private, kleinere Mäzene die Universität Heidelberg. Zu ihnen zählt Hans Decker. Nach dem Studium der Rechtswissenschaften, unter anderem in Heidelberg, ging er beruflich in die USA. Gerade in dieser Zeit entdeckte er seine Verbundenheit zu Stadt und Universität: „Ich möchte die Universität als Institution unterstützen. Sie war die Basis für mein eigenes Leben und nun möchte ich einfach etwas zurückgeben.“ Sein persönliches Engagement begann schon bei der 600-Jahr-Feier der Heidelberger Universität 1986, die er mit unterstützte. Danach führte er seine Förderung mit anderen Alumni in loser Kooperation fort. Das Konzept der privaten Förderung, das Hans Decker aus den USA kannte, begann zu dieser Zeit erst langsam in Deutschland Fuß zu fassen. Heute ist er Präsident der „Heidelberg University Association“. Die Vereinigung ist Teil der internationalen Heidelberger Alumni Initiative (HAI) und vertritt die Universität und ihre Absolventen in Amerika. Das Mäzenatentum, das in den USA schon immer Teil der universitären Kultur war, ist für Hans Decker auch in Deutschland zukunftsweisend: „Der Trend ist da. Die Befürchtung einer konzeptionellen Abhängigkeit durch Spenden sehe ich nicht gegeben. Die Vorteile übersteigen bei weitem die möglichen Problematiken – gerade in Konkurrenz zu anderen Universitäten.“ Auch sein persönliches Ziel der Förderung schließt sich daran an. Die Freiheit der Universität, Ziele umzusetzen und sich frei von staatlichen Förderungsgeldern zu orientieren, steht dabei für Hans Decker im Vordergrund. „Viele Leute verstehen die Universität als rein staatliche Institution und verlassen sich auf diese Art der Förderung; das beeinflusst die Geberkultur.“

Zwar möchte sich der Ehrensenator der Universität selbst nicht als Mäzen bezeichnen, doch über seine Fördertätigkeit spricht er auch öffentlich. Eine offenere Spendentätigkeit könnte nach seiner Einschätzung dazu führen, dass private Spenden und Mäzenatentum als transparenterer Prozess wahrgenommen werden. **(lau)**

Manfred Lautenschläger


Foto: Manfred-Lautenschläger-Stiftung

Zu den großen Mäzenen der Universität Heidelberg zählt Manfred Lautenschläger, der in den 1950er und 60er Jahren unter anderem in Heidelberg Rechtswissenschaften studierte. „Ich unterstütze die Universität seit Ende des letzten Jahrhunderts. Ich habe dort mein Studium absolviert und fühle mich ihr und der Stadt besonders verbunden“, begründet Manfred Lautenschläger seine Spendentätigkeit. Als privater Spender und mit der 2002 von ihm gegründeten Manfred-Lautenschläger-Stiftung förderte er unterschiedlichste Projekte der Universität. So beispielsweise die Renovierung des Gebäudes der neuen Universität, in dem ein Hörsaal nach ihm benannt wurde. Für sein Engagement erhielt er 2008 die Ehrensenatorwürde der Universität und im gleichen Jahr den Ehrendoktortitel der Theologischen Fakultät.

Kurz nach seinem Abschluss gründete der gelernte Jurist mit Eicke Marschollek den Finanzdienstleister MLP. Die Firma spezialisierte sich auf die Beratung von Akademikern in Versicherungsfragen. Seiner Nähe zur Wissenschaft ist Manfred Lautenschläger treu geblieben und sieht auch andere in der Pflicht: „Natürlich ist die Unterstützung von Forschung und Bildung erst einmal Staatsaufgabe. Zuwendungen von Stiftern und Spendern spielen aber eine immer wichtigere Rolle. Jeder, dem es wirtschaftlich gut geht, sollte sich hier in die Pflicht nehmen lassen.“ **(lau)**

Dietmar Hopp

Der gebürtige Heidelberger Dietmar Hopp zählt zu den großen Unterstützern der Medizinischen Fakultät und der Forschung in Heidelberg. Das erste Projekt seiner 1995 gegründeten Dietmar Hopp Stiftung, „Bestrahlung kleiner Patienten“, wurde schließlich dem Universitätsklinikum Heidelberg zugesprochen, das Hopp neben der Universität fördert. Der Familienvater wollte die Forschung im Bereich der Krebstherapie besonders aus persönlichem Antrieb fördern: „Ich fand die Vorstellung furchtbar, dass eines meiner Kinder an Krebs erkranken könnte. Wir waren nie betroffen, aber dennoch wollte ich Familien helfen, für die eine ernste Erkrankung eines Kindes bittere Realität ist.“

Besonders wichtig ist Dietmar Hopp die Nähe zur Metropolregion Rhein-Neckar: „Die Region ist meine Heimat, ich bin hier groß geworden“, sagt Dietmar Hopp. „Meine Stiftung ist eine der größten Stiftungen in Deutschland. Die älteste Universität im Land mit 12 Fakultäten und 30 000 Studierenden liegt quasi vor der Tür – da gibt es viele Berührungspunkte.“

Der Mitgründer des Softwareunternehmens SAP, dem er bis 2003 als Aufsichtsrat vorstand, unterstützt die Universität auch noch in kleineren Projekten. Beispielsweise der Heidelberger Ballschule am Institut für Sport- und Sportwissenschaft. Der Aspekt einer uneingeschränkte Bildung ist Ziel seiner universitären Förderung: „Um Zukunft zu gestalten, ist es von großer Bedeutung, eine umfassende Bildung zu ermöglichen.“ **(lau)**

Mäzenatentum

Finanzielle Mittel spielten schon immer eine entscheidende Rolle bei der Förderung von Kunst und Wissenschaft. Unter Kaiser Augustus förderte ein Mann namens Gaius Cilnius Maecenas die Literaten Vergil und Horaz. In seiner Nachfolge werden private Spender, die Aktivitäten in Kunst, Kultur, Wissenschaft und anderen Bereichen fördern, als Mäzene bezeichnet. 23 Prozent der Drittmittel, die der Universität Heidelberg 2013 zur Verfügung standen, wurden durch private Spenden und Zuwendungen von Stiftungen gedeckt; ein Großteil davon floss der Medizinischen Fakultät zu. Die Universität Heidelberg verwaltet mit einem eigenen Dezernat „Stiftungen und Vermögen“ die Unterstützung aus privater Hand. Private Spenden in größerem Unfang gab es schon immer in den 628 Jahren der Universitätsgeschichte. Besonders Absolventen der Universität, so genannte Alumni, fördern ihre Alma Mater. Früher geschah dies wenig institutionalisiert, seit 1996 gibt es die Initiative „Heidelberg Alumni International“ (HAI). Die Spenden eines Mäzens sind immer freiwillig und ohne direkte Gegenleistung; ein Unterschied zum Sponsoring. Mäzene bleiben daher häufig unerkannt im Hintergrund oder agieren durch eine Stiftung.

„Nur die Rektorate werden gestärkt“

Das Wissenschaftsministerium will 900 Millionen Euro der Qualitätssicherungsmittel „veredeln“. Als Teil der Grundfinanzierung könnten die Studierenden nicht mehr mitbestimmen und protestieren

Wissenschaftsministerin Theresia Bauer sitzt in der Klemme. Einerseits soll sie Geld im Hochschulbereich einsparen, damit die Haushaltskonsolidierung bis 2020 gelingt. Andererseits fordern die Rektorate eine bessere Grundfinanzierung der Universitäten.

So läuft aktuell der Solidarpakt II aus. Das Ministerium verhandelt mit den Hochschulen wie hoch von 2015 bis einschließlich 2020 der Gesamtetat für die Hochschulen sein soll. Aktuell heißt es von Seiten des Ministeriums, dass in diesem Zeitraum die Hochschulen eine um insgesamt 2,16 Millarden höhere Grundfinanzierung erhalten sollen. 900 Millionen Euro kommen aus den Qualitätsicherungsmitteln (QuaSiMi). Diese Mittel wären ohnehin an die Hochschulen zur Verbesserung von Studium und Lehre geflossen. Von den 170 Millionen Euro pro Jahr sollen 150 Millionen in die Grundfinanzierung überführt werden. 20 Millionen sollen weiterhin als QuaSiMi eingesetzt werden. Für Theresia Bauer werden sie „veredelt, weil sie für die Hochschulen dann verlässlicher und flexibler einsetzbar sind.“

Seitdem im Jahr 2007 die Studiengebühren eingeführt wurden, werden die Studierenden umfassend beteiligt. Seit der Abschaffung der Studiengebühren müssen die QuaSiMi sogar einvernehmlich mit den Studierenden verwendet werden. Damit setzte die grün-rote Landesregierung ein Vorhaben des Koalitionsvertrages um: Die Hochschulen sollten demokratischer gestaltet werden. Studierende sollten bei allen Fragen, in denen es um Studium und Lehre ging, „auf Augenhöhe mitentscheiden“. Für die Grundfinanzierung ist allerdings nur das Rektorat verantwortlich.

„Die demokratische, studentische Mitbestimmung über die Verwendung der QuaSiMi, die mit Regierungsantritt noch gestärkt wurde, wird nun mit Füßen getreten. Die übrigen 20 Millionen QuaSiMi haben dabei nur Alibicharakter. Nicht die Universitäten als Ganzes werden gestärkt, sondern nur die Rektorate in ihrer Machtfülle“, kritisiert Sebastian Rohlederer vom Bündnis Ichbrauchdie-QSM. Dem Bündnis gehören neben der Landesstudierendenvertretung Baden-Württemberg und dem freien Zusammenschluss von StudentInnenschaften (fzs) auf Bundesebene auch der Studierendenrat der Universität Heidelberg an. Das Bündnis möchte mit einer Petition erreichen, dass die Landesregierung hiervon abrückt.



Montage: zef

Künftig gibt es für Rektor Bernhard Eitel entgegen dem grün-roten Koalitionsvertrag mehr Geld ohne studentische Mitbestimmung

Bernhard Eitel, Rektor der Universität Heidelberg, begrüßt hingegen das Vorhaben des Ministeriums: „Mit der Überführung dieser Mittel in die Grundausstattung ist auch ein Zugewinn an Autonomie für die Hochschulen verbunden“, so Eitel.

Neben der studentischen Mitbestimmung geht es hierbei um die Frage, wie die Hochschulleitung das jeweilige Geld verwendet. Bisher waren die Mittel für die Verbesserung von Studium und Lehre vorgesehen. Künftig können die Rektorate die 150 Millionen Euro für alle Vorhaben verausgaben. Für Rohlederer ist es „gar keine Veredelung, wenn Ministerin Bauer 88 Prozent der bisherigen QuaSiMi nicht mehr für die Lehre einsetzt. Mit dem aktuellen Entwurf unterstellt das Ministerium den Fortbestand einer angemessen Lehrqualität in allen Fächern noch mehr dem Gutdünken der Rektorate.“

Das Heidelberger Rektorat habe zum Beispiel in der Vergangenheit keine Skrupel gehabt, zur Profilbildung in der Exzellenzinitiative Professuren zu verschieben. Die Landesstudierendenvertretung Baden-Württemberg sowie die vier größten Hochschulgruppenverbände in Baden-Württemberg der grünen, liberalen, der Juso-Hochschulgruppe und der Ring Christlich Demokratischer Studenten kritisierten dieses Vorhaben aus denselben Gründen am 24. Juli 2014 in einer Pressemitteilung.

In Heidelberg ist die Situation eine besondere: Die QuaSimi werden als Kompensation für die Studiengebühren in Heidelberg im seit 2007 gängigen Verfahren zu 80 Prozent an die Lehre in den Fächern vergeben. Der Betrag, den jedes Fach erhält, ist dabei proportional zu ihrer Studierendenzahl „Die Qualitätssicherungsmittel haben in vielen Fächern erst einen ausreichenden Lehrbetrieb sichergestellt“, so Rohlederer. Dieses Modell ist in Heidelberg ohne inneruniversitären Widerstand nicht abzuschaffen. Wenn die QuaSiMi der Grundfinanzierung zufallen, ist die künftige Verteilung völlig unklar. Das Rektorat teilte mit, es könne dazu noch keine Auskunft geben. Man verhandele noch mit dem Ministerium. **(zef)**

Weitere Infos zur Petition unter: **ichbrauchdieqsm.wordpress.com**

Was sind eigentlich QuaSiMi?

Die grün-rote Landesregierung hatte nach dem Regierungswechsel 2011 die Studiengebühren zum Sommersemester 2012 abgeschafft. Als Kompensation erhalten die Hochschulen in Baden-Württemberg für jeden Studierenden 280 Euro pro Semester vom Land. Diese Mittel werden Qualitätssicherungsmittel genannt. Das Land vergibt sie zweckgebunden für Studium und Lehre an die Hochschulen. Bei der Verwendung der Studiengebühren hatten die Studierenden nur eine beratende Stimme. Bei der Verwendung der Qualitätssicherungsmittel muss es hingegen ein Einvernehmen mit ihnen geben.
Ohne eine Einigung entscheidet eine Schlichtungskommission, der ein Schlichter, die Studierenden und Vertreter der Professoren angehören. In Heidelberg werden 80 Prozent der Mittel den jeweiligen Fächern gemäß der Studierendenzahl zugewiesen. Das Rektorat ist aktuell für 20 Prozent der Qualitätssicherungsmittel zuständig.

Mitbestimmung erhalten!

Von Ziad-Emanuel Mohammed Herbert Farag

Die grün-rote Landesregierung versprach 2012 vollmundig, die studentische Mitbestimmung zu stärken. Sie hielt auch zunächst Wort: Mit den Entscheidungsrechten bei den Qualitätssicherungsmitteln konnten die Studierenden in Baden-Württenberg konnten so viel mitbestimmen wie noch nie. Bei den Studiengebühren hatten sie nur eine beratende Stimme, nun musste ein Einvernehmen mit Ihnen hergestellt werden. Wissenschaftsministerin Theresia Bauer hat sich nun dem Wettbewerbsdenken in der Hochschullandschaft verschrieben. Dazu gehört eine Hochschullandschaft mit starken Rektoraten, die effizient, schnell und zielgerichtet wie ein Unternehmen ihre finanziellen Mitteln einsetzen können. Genau dies ist nun möglich mit der Umwidmung von 88 Prozent der Qualitätssicherngsmittel. Inneruniversitäre Diskussionen und eine lebhafte Mitgestaltung der Studierenden von Studium und Lehre fallen dem zum Opfer. In der Wirtschaft ist schließlich für ineffiziente Entscheidungsstrukturen kein Platz. Unpassend ist nur, dass im Koalitionsvertrag das genaue Gegenteil das Ziel ist: Mehr Demokratie und weniger Ökonomisierung. Dass Forschung und Lehre davon leben, dass alle die Universität mitgestalten, hat die Ministerin längst vergessen.

Mangelnde Informationen

Für die Umsetzung der Lehramtsreform gibt es eine Kommission aus Universitätsverantwortlichen und Studenten. Letztere sind nun zurückgetreten

Vor knapp einem Jahr hat die grün-rote Landesregierung mit einem Eckpunktepapier die Umstellung auf das Bachelor-Master-System im Lehramtsstudium zum Wintersemester 2015/16 öffentlich gemacht. Seitdem laufen die Vorbereitungen zur Umsetzung an den Universitäten in Baden-Württemberg. In Heidelberg ist dafür eine Steuerungsgruppe bestehend aus Vertretern der Pädagogischen Hochschule (PH) und der Universität zuständig. Auch die Studenten sind dort vertreten: die Verfassten Studierendenschaften der Universität und PH entsenden jeweils zwei Vertreter in die Steuerungsgruppe. Dort sind sie an zwei parallelen Prozessen beteiligt. Zum einem an der Umstellung auf das Bachelor-Master-System, zum anderen an der Antragsschreibung „Qualitätsoffensive Lehrerbildung“ für die in Baden-Württemberg allein 63 Millionen Euro zur Verfügung stehen.

Im Sommer wurde die Arbeit in der Steuerungsgruppe von den studentischen Vertretern noch als konstruktiv beschrieben, jedoch schon damals über einen fehlenden Informationsfluss geklagt. Seither mussten teilweise Informationen über die Vernetzung mit anderen Hochschulen in Baden-Württemberg erlangt werden, was hauptsächlich mit der Intransparenz des Wissenschaftsministeriums zusammenhängt. Zum Beispiel sollte eine „School of Education“ in Heidelberg eingerichtet werden, über deren genaue Organisation und Studentenbeteiligung aber keine Aussagen getroffen wurden. Über die Tatsache, dass der Antrag zur „Qualitätsoffensive Lehrerbildung“ schon fertiggestellt und abgeschickt wurde, wurden die Studenten erst gar nicht informiert.

Aus Protest an dieser Informationspolitik und der Reform selbst sind die studentischen Vertreter am 19. November geschlossen zurückgetreten. In einer Erklärung heißt es: „Wir sind Teil der Steuergruppe geworden, da wir geglaubt hatten, dass studentische Interessen ernst genommen würden.“ Allerdings können sie nicht nachvollziehen, weshalb der Antrag für die Qualitätsoffensive der Lehrerbildung nicht zugesandt wurde. „Auch wenn wir im Vorfeld an den Diskussionen in der Steuerungsgruppe beteiligt wurden – in der abschließenden Entscheidungsphase wurden wir weder informiert, noch unsere Standpunkte berücksichtigt.“

Des Weiteren übten die vier studentischen Vertreter Kritik an der Einrichtung polyvalenter Bachelorstudiengänge in Heidelberg anstatt des Lehramtbachelors, auf den in allen anderen Hochschulen in Baden-Württemberg umgestellt wird. Zudem sind sie nicht mit der geplanten Verteilung von ECTS-Punkten in verschiedenen Bereichen und der fehlenden studentischen Beteiligung in der neuen „School of Education“ einverstanden.

„Die Entscheidung zurückzutreten ist uns nicht leicht gefallen“, so die studentischen Vertreter. Allerdings sei der Rücktritt die einzige Möglichkeit, dem falschen Anschein echter studentischer Beteiligung entgegenzuwirken. In der Sitzung der Steuerungsgruppe am 20. November sollte der Antrag für die Qualitätsoffensive Lehrerbildung vorgestellt werden. Allerdings wurde aus der Einladung dann klar, dass der Antrag schon lange abgeschickt wurde. „Wir sollten also vor vollendete Tatsachen gestellt werden. Echte und vor allem ernstgemeinte Beteiligung – von Mitwirkung ganz zu schweigen – sieht anders aus.“ Auch nach Anfrage bei den Verantwortlichen erfolgte keine Zusendung des Antrages: „Der Antrag ist uns bis heute, Stand 29. November, nicht bekannt. Wir hatten ihnen ausreichend Zeit gegeben, sich mit uns in Verbindung zu setzen bevor wir unsere Rücktrittserklärung an die Medien weitergeleitet haben.“ Dieser drastische Schritt macht mehr als deutlich, dass die Umsetzung der Lehramtsreform in Heidelberg momentan undurchsichtig und chaotisch verläuft. **(mow)**



Hochschule in Kürze

Sammlung bleibt geschlossen – Die neuen Ausstellungsräume der ägyptischen Sammlung sind eingerichtet. Etwa 6000 altägyptische Originale haben einen Umzug aus dem Kollegiengebäude in das erste Stockwerk der Marstallstraße 6 überstanden. Trotzdem „kann die Ausstellung erst in einem Jahr eröffnet werden", so Dina Faltings, die Ausstellungsleiterin. Das Rektorat plane hierzu einen Festakt. Für die Aus-



Foto: Ägyptologie Uni Heidelberg

stellungsstücke der altägyptischen und der Uruk-Warka-Sammlung seien „die Sandsteinmauern, die sich nur langsam erwärmen, ideal". Neue Museumskonzepte, die von Studenten in Seminaren ausgearbeitet wurden, konnten in der Sammlung umgesetzt werden. Dazu gehört die Farbgestaltung der chronologisch folgenden Ausstellungsräume oder moderne Beleuchtungsanlagen für Reliefs von Grabsteinen. Obwohl sich die Kosten für den Umzug durch eine Kunstspedition und die Neugestaltung schon „etwa verdoppelt" hätten, wurde damit noch kein Seminarraum für die Studenten eingerichtet. Deshalb müssen Veranstaltungen in den Museumsräumen stattfinden. Auch ein Fahrstuhl sowie ein geplanter Museumsshop fehlen, sodass neu errichtete Wände vermutlich bald wieder eingerissen werden. Bis zum Eröffnungsakt können Führungen daher nur persönlich vereinbart werden. **(mit)**

Erhöhung des Semesterbeitrags – Ab dem Sommersemester 2015 erhöht das Studierendenwerk der Universität Heidelberg den Semesterbeitrag für Studierende von 44 auf nun 49 Euro. Davon sind auch die PH Heidelberg, die Hochschule für Kirchenmusik und die Hochschule für jüdische Studien betroffen. Die Beiträge für die Hochschule Heilbronn werden um sechs Euro auf 34 Euro angehoben, eine weitere Erhöhung um fünf Euro steht noch zur Diskussion. Die Mehreinnahmen sollen laut Angaben des Studierendenwerks in zahlreiche Angebote fließen; vor allem in Neubau und Sanierung von studentischen Wohnanlagen. Ohne Neueinnahmen müssten die Preise für weitere Dienstleistungen, wie beispielsweise in der Mensa, angehoben werden, so das Studierendenwerk weiter. **(hnb/lau)**

Ausweitung der studentischen Krankenversicherung – Die Studentenwerke fordern, dass die vergünstigte studentische Krankenversicherung auf alle Studierenden unabhängig von Semesterzahl und Alter ausgeweitet wird. Diese gilt bisher für alle Studierenden ab dem 26. Lebensjahr bis zum 14. Fachsemester und dem 30. Lebensjahr. **(zef)**

Ein neuer Anlauf

Der zweite StuRa hat sich konstituiert. Die Wahlbeteiligung war wie im vorherigen Jahr niedrig. Kann er künftig mehr Interesse wecken?

Aller Anfang ist schwer. Das musste der Studierendenrat (StuRa) sowohl in seiner ersten Legislaturperiode und auch zum Auftakt der diesjährigen zweiten Wahl feststellen.

Vom 25. bis 27. November waren die Wahllokale geöffnet. Doch der erste Tag begann holprig: Im Neuenheimer Feld musste Ersatz für die Wählerverzeichnisse beschafft werden, sie waren im falschen Wahllokal gelandet, bei der Fachschaft Medizin fehlte das Verzeichnis in gedruckter Form. Schließlich hatten die knapp 30000 Wahlberechtigten aber allen Widrigkeiten zum Trotz die Gelegenheit, ihre Vertreter im StuRa zu wählen.

Diesem Aufruf folgten 12,55 Prozent der Studierenden. Somit ist die Wahlbeteiligung besser als bei den meisten Gremienwahlen. Dass sie aber dennoch ausbaufähig ist und sein muss, ist wohl auch den neu- und wiedergewählten StuRa-Mitgliedern klar. „Wir sind der Meinung, dass hier noch mehr Handlungsbedarf besteht und die Studierenden noch intensiver über anstehende Wahlen und die zur Wahl stehenden Hochschulgruppen und deren Programme in einer sachlichen, unpolemischen Weise informiert werden sollten", erklärt die Grüne Hochschulgruppe (GHG) gegenüber dem *ruprecht*. Die Juso-Hochschulgruppe sprach gar von einer „Enttäuschung", das Ergebnis könne sie in keinster Weise zufrieden stellen.

Eine hohe Wahlbeteiligung steigert nicht nur die Legitimation des StuRa, von ihr hängt auch ab, wie viele Listenvertreter im Rat sitzen.

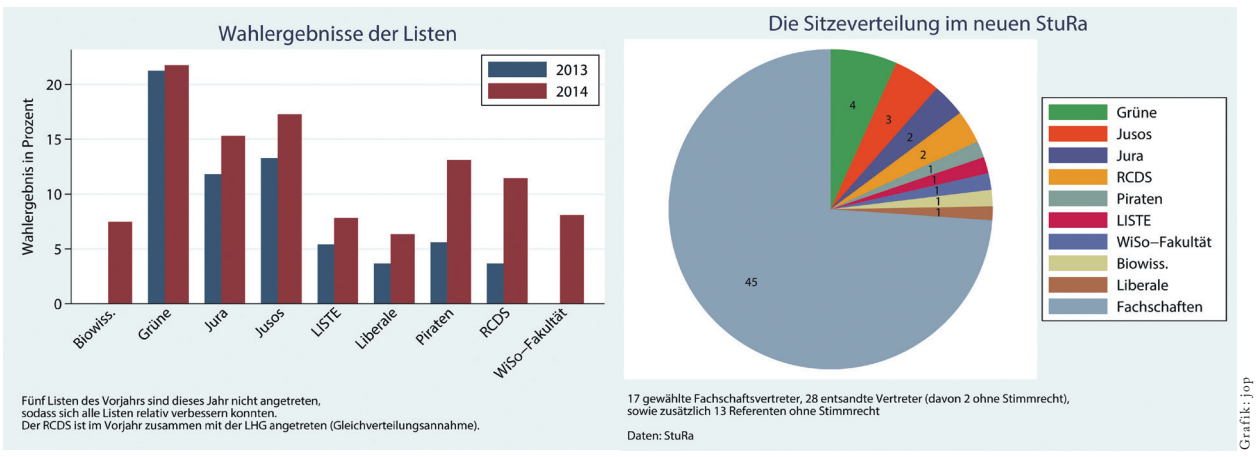
Im kommenden Jahr werden es 16 an der Zahl sein. Hinzu kommen die Vertreter der Fachschaften. Wie im vergangenen Jahr erzielte die GHG das stärkste Ergebnis, gefolgt von den Jusos.

Laut Maximilian Böck, der für den Ring christlich demokratischer Studierender (RCDS) im Gremium sitzt, hat das starke Abschneiden dieser beiden Hochschulgruppen in Heidelberg Tradition. Dennoch sei man zufrieden mit dem Wahlausgang. „RCDS und die Liberale Hochschulgruppe sind dieses Mal getrennt angetreten und konnten ihre Stimmen erheblich steigern."

Der StuRa hat mit Vorurteilen zu kämpfen, das wissen auch die Hochschulgruppen selbst. Ineffektiv und teuer – häufig wird der StuRa mit diesen Attributen tituliert. Maximilian Böck erklärt, viele Studierende hätten im Wahlkampf die Sorge geäußert, der StuRa ginge nicht verantwortungsbewusst genug mit ihren Geldern um. Jeder Studierende zahlt mit seinem Semesterbeitrag 7,50 Euro an die Verfasste Studierendenschaft (VS). Der StuRa hat als Legislative der VS alleinige Entscheidungsmacht über diese Summe – das sind immerhin gut 220000 Euro.

Besonders beim Thema Selbstverwaltungskosten erntet der Rat viel Kritik. Im letzten Jahr wurden zwei halbe Sekretariatsstellen, sowie die eines Haushaltsbeauftragten geschaffen. Was viele Studierende als Verschwendung verteufeln, soll den StuRa effizienter machen, verhindern, dass man sich auch im kommenden Jahr großteils mit administrativen Angelegenheiten beschäftigen muss. „Ein Haushaltsbeauftragter, der sein Fach gelernt hat und sich damit auskennt garantiert die Rechtssicherheit unserer Tätigkeiten", erklärte auch der neue Vorsitzende Glenn Bauer im Vorfeld der Wahl. Außerdem fungiert der Haushaltsexperte auch als Ansprechperson für die Fachschaften.

Ob die angestrebten Ziele wie eine Einigung im Streit um die Qualitätssicherungsmittel und die Mitwirkung an der Umstellung der Lehramtsstudiengänge auf Bachelor und Master erreicht werden, wird sich im kommenden Jahr zeigen. **(kap)**



Grafik: jop

Fragwürdige Spende

Die Fachschaft Medizin distanziert sich von der Zuwendung des StuRa an die „Rote Hilfe". Sie befürchtet eine politisch motivierte Verwendung studentischer Mittel

Wie politisch darf eine Studierendenvertretung sein? Schon in der Entscheidung, ob ein Studierendenparlament oder ein Studierendenrat die Heidelberger Studenten vertreten solle, war dies die zentrale Frage. Auch die Entscheidung für den StuRa und die Beteiligung aller (politisch neutralen) Fachschaften an der Studierendenvertretung konnte die Frage aber nicht lösen. Dass die Diskussion längst nicht abgeschlossen ist, zeigt eine aktuelle Stellungnahme der Fachschaft Medizin. Diese distanziert sich von einer Spende in Höhe von 100 Euro, die der StuRa im Zusammenhang mit seiner Solidaritätserklärung mit dem „Justizopfer" Josef S. an die Organisation „Rote Hilfe" betätigt hat. Mehrere Fachschaften haben sich der Fachschaft Medizin inzwischen angeschlossen. Angeführt wird, dass die „Rote Hilfe" eine linksextreme Vereinigung sei, die verfassungsrechtlich überwacht werde. Die Spende widerspräche daher der Verpflichtung des StuRas, eine „eindeutig neutrale sowie alle studentischen Gruppen umfassende Haltung einzunehmen", argumentiert die Fachschaft Medizin.

Der Rückblick zeigt: Der StuRa hatte in seiner 18. Sitzung am 22. Juli per Änderungsantrag mit 17 zu 2 Stimmen entschieden, neben einer Solidaritätserklärung mit dem Justizopfer Josef S. auch der „Roten Hilfe" eine Spende zukommen zu lassen. Der Jenaer Student Josef S. hatte sich der Demonstration angeschlossen, die im Januar dieses Jahres gegen den Wiener Akademikerball protestierte, eine Veranstaltung von Rechtsradikalen, Rechten und Burschenschaften. Obwohl sich im Prozess viele Indizienbeweise gegenüber dem Studenten Josef S. als falsch erwiesen hatten, Zeugenaussagen widersprüchlich waren und entlastende Beweise vorlagen, wurde der Student wegen schwerer Sachbeschädigung, Landfriedensbruch und versuchter schwerer Körperverletzung verurteilt. Der StuRa moniert in seiner Solidaritätserklärung, dass dies den „wichtigsten Grundpfeiler des modernen Rechtsstaates, die Unschuldsvermutung (...) ad absurdum geführt" habe. Viele sehen in dem Jenaer Studenten der Materialwissenschaften, der vom Bürgermeister mit dem Preis für Zivilcourage ausgezeichnet wurde, ein Opfer der österreichischen Justiz. Der StuRa erklärte seine Solidarität, weil für ihn „Antifaschismus und die Ausübung des Demonstrationsrechts kein Verbrechen" seien, und die Prozessführung vielmehr einem „politischen Schauprozess" geglichen habe, der an dem Studenten Josef S. „ein Exempel statuiert" habe. Zur Begründung der zusätzlichen Spende an die „Rote Hilfe" hieß es, „man solle Josef S. nicht nur Solidarität bekunden". Widersprüche gegen diesen Vorschlag blieben im weiteren Verlauf der umstrittenen StuRa-Sitzung aus. Alle folgenden Änderungsanträge bezogen sich vielmehr auf Wortlautänderungen der Solidaritätserklärung. Aus dem Protokoll der Sitzung geht abschließend hervor: „Die Überweisung (an die „Rote Hilfe") kann noch am Freitag durchgeführt werden".

Die „Rote Hilfe" setzt sich zum Ziel, dass „Jede und Jeder, die sich am Kampf beteiligen, dies (im) Bewußtsein tun können (soll), dass sie auch hinterher, wenn sie Strafverfahren bekommen, nicht alleine dastehen". Ihrer Internetseite ist zu entnehmen, dass sich dieser „Kampf" der „Roten Hilfe" gegen einen „Zweck der staatlichen Verfolgung (...), durch exemplarische Strafen Abschreckungen zu bewirken" wendet. Joscha Dünkelberg, Sprecher der Public Relations der Fachschaft Medizin, erklärt: „Wir wollen nicht die Solidaritätserklärung zu Josef S. zurücknehmen, gegenüber der Spende sehen wir aber keine andere Möglichkeit, als uns davon zu distanzieren". Dass die Spende nicht verhindert werden konnte, habe auch an der geringen Anwesenheit von Stimmberechtigten gelegen. Da die Sitzung in den Semesterferien stattfand, waren insgesamt nur 19 Stimmberechtigte anwesend, darunter ein Mediziner. Zudem hätte einer Spende aber schon die politische Missbilligung der Organisation entgegenstehen müssen. Weiterhin „muss jede Aufwendung studentischer Mittel für die Verfasste Studierendenschaft einen Mehrwert einbringen", erklärt die Fachschaft Medizin. Joscha meint: „Diesen Mehrwert für die Studierenden kann ich in der Spendenaktion nicht sehen". **(mit)**



Was bin ich wert?

Ab Januar 2015 gilt der Mindestlohn für Praktikanten. Schwindende Praktikumsplätze könnten eine Folge sein

Mit dem Gesetzentwurf von Juli 2014 setzt die Große Koalition unter Bundesarbeitsministerin Andrea Nahles ein weiteres Ziel des Koalitionsvertrags um: Auch Praktikanten bekommen nun den Mindestlohn von 8,50 Euro. Ab Januar 2015 sollen Praktika wie eine Arbeitsstelle vergütet werden; eine diskutierte Sonderregelung für Studenten und Azubis blieb aus. Aus Sicht der Politik naht damit das Ende der viel beschworenen „Generation Praktikum“. Die These von gut ausgebildeten, jungen Absolventen, die in Firmen als günstige Arbeitskraft ohne feste Anstellung in Dauerpraktika aufgerieben werden, trifft meist nicht zu. Joachim Förster, Justiziar der Industrie- und Handelskammer Rhein-Neckar, bewertet die Situation kritisch: „Praktika sind und waren ein sinnvoller Teil der Ausbildung. Die in den Medien vertretene These der ‚Generation Praktikum‘ wurde in Studien nicht bestätigt.“ Laut der gewerkschaftsnahen Hans-Böckler-Stiftung, waren 2011 rund 40 Prozent der Praktika nach Studienabschluss unbezahlt und gingen über einen Zeitraum von durchschnittlich fünf Monaten. Nach dem Studium absolvierten aber gerade einmal 28 Prozent überhaupt ein Praktikum, ein Großteil davon aus den Geistes- und Sozialwissenschaften.

Gerade für Studenten dieser Fachrichtungen könnte es in Zukunft schwer werden, ein längeres Praktikum zu absolvieren. Der Mindestlohn soll zwar für Praktika gelten, es gibt jedoch Schlupflöcher: Praktika von bis zu drei Monaten sind von der Regelung ausgenommen, wenn sie der Berufsorientierung dienen oder laut Studienordnung verpflichtend sind. Während die meisten natur- und ingenieurwissenschaftlichen Studiengänge Pflichtpraktika vorsehen, steht dies bei Germanisten oder Philosophen oft nicht im Ausbildungsplan. Einige Fakultäten in Heidelberg erwägen nun scheinbar, Pflichtpraktika in ihre Studienordnungen zu integrieren. Denn durch den Mindestlohn ist eine Reduzierung der Praktikumsstellen zu befürchten.

Für Unternehmen könnte die verpflichtende Bezahlung von Praktikanten einen erheblichen Kostenfaktor darstellen. Laut einer Umfrage der Agentur „Index“ wollen zahlreiche Unternehmen im kommenden Jahr auf freiwillige Praktika verzichten. Auch der Career Service der Universität spürt schon die Veränderungen: „Nach mündlicher Aussage von Vertretern der regionalen Wirtschaft werden die meisten Unternehmen nur noch Praktika anbieten, die kürzer als drei Monate sind“, sagt Petra Lehmann, Mitarbeiterin beim Career Service. Zu sehen sei dies schon an den veränderten Unternehmensangeboten in der universitätseigenen Praktikumsbörse. Dies sei auch ganz unabhängig von der Größe der Unternehmen, so Lehmann weiter.

Auch die BASF bestätigt auf Anfrage unserer Zeitung die Verkürzung der Praktikumsdauer aufgrund des Mindestlohngesetzes: „Als Reaktion auf die Gesetzesänderung wurde der Umgang mit freiwilligen Praktika angepasst – diese sind künftig auf drei Monate begrenzt.“ Auf die Vergabe der Praktika werde die Regelung aber keinen Einfluss haben. Jedoch spricht sich die BASF für die Verankerung der Pflichtpraktika in den Studienordnungen aus: „Studienbegleitende Praktika sind gerade bei der ersten Jobsuche ausschlaggebend. Daher wäre es im Sinne der Studierenden hilfreich, Praxiserfahrung als verpflichtenden Bestandteil des Studiums vorzusehen.“

Sonderregelungen für den Mindestlohn gibt es nur in Bereichen, in denen der Lohn aktuell schon weit unter 8,50 Euro liegt. In diesen kleinen Branchen wie bei Erntehelfern oder Zeitungsausträgern absolvieren Studenten aber selten ein Praktikum. Gerade kleinere Betriebe, vor allem in der Medien- und Kreativbranche, die viel mit Praktikanten arbeiten, werden sich eine Bezahlung nach dem Mindestlohn nicht leisten können und wollen.

Aufgrund von Einwänden aus der Wirtschaft wurde die anfangs getroffene Vereinbarung von sechs Wochen, als Zeit in der kein Mindestlohn gezahlt werden muss, im abschließenden Gesetzentwurf auf drei Monate erhöht. In den Medien häufig genannte Befürchtungen, dass nun längere Praktika zum Sammeln von Kompetenzen wegfielen, wurde somit entgegengewirkt. Ob mit der Änderung ein Ansturm auf die Pflichtpraktikumsplätze ausbrechen wird, bleibt abzuwarten. Praktikumsplätze werden wohl weiterhin angeboten, nur in einer kürzeren Zeitspanne und vorwiegend für Pflichtpraktika. Die neue Mindestlohnregelung trifft damit jedoch vor allem die Studenten, die sie eigentlich unterstützen sollte. Interessierte Absolventen, die sich orientieren oder einen Einstieg in den Beruf finden wollen, könnten in Zukunft weniger Chancen auf einen Praktikumsplatz haben; ebenso engagierte Studenten, die während des Studiums umfangreichere Erfahrungen sammeln wollen. Auf der anderen Seite hofft Petra Lehmann vom Career Service auf mehr Fairness: „Kürzere Praktikumszeiten könnten jedoch dazu beitragen, dass Studenten nicht mehr als günstige Arbeitskräfte ausgenutzt werden“.

Abzuwarten bleibt generell, wie sich die Mindestlohnregelung auswirken wird, da der Gesetzentwurf noch nicht juristisch interpretiert wurde. Eine gesetzliche Definition der „Berufsorientierung“ liegt bis jetzt ebenso wenig vor wie konkrete Zahlen zum Angebot an Praktikumsplätzen. **(lau)**



Foto: mkr

Die Auswirkungen des Mindestlohns könnten schon bald bei den Praktikumsangeboten zu spüren sein

Was der Mindestlohn für Praktika bedeutet

Generell gilt: Alle Praktika, die über drei Monate dauern, müssen ab dem ersten Tag mit dem Mindestlohn vergütet werden. Ist die Praktikumszeit kürzer als zwölf Wochen, wird kein Mindestlohn gezahlt. Ausgenommen davon sind Praktika, die nicht innerhalb eines Studiums oder einer Ausbildung absolviert werden und bei denen der Praktikant schon eine Berufsausbildung oder einen Studienabschluss hat; dort muss, unabhängig von der Länge, ab dem ersten Tag der Mindestlohn gezahlt werden.

Hat in jeglichem Fall vorher schon ein Arbeitsverhältnis mit demselben Arbeitgeber bestanden, muss der Mindestlohn gezahlt werden, solange es sich um ein freiwilliges Praktikum handelt. Abschlussarbeiten sind vom Mindestlohn ausgenommen, solange sie in der Studienordnung verpflichtend vorgeschrieben sind. Die Zahlung des Mindestlohns ab 2015 ist aber abhängig vom Beginn des Praktikums, nicht vom Zeitpunkt des Vertragsabschlusses. Wenn ein Vertrag über ein Praktikum von mehr als drei Monaten noch in diesem Jahr geschlossen wurde, muss ab dem ersten Januar 2015 der Mindestlohn gezahlt werde. Wurde ein Praktikum beispielsweise am ersten Oktober 2014 begonnen und geht bis zum 15. Januar 2015, fällt die Zeit ab 2015 unter die neue Regelung. Besonders wichtig ist es daher, auf einen Praktikumsvertrag zu bestehen; in diesem kann dann auch explizit zwischen einem mindestlohnfreien und mindestlohnpflichtigen Praktikum unterschieden werden. Explizite Vorgaben des Gesetzgebers zu bestimmten Fragen sind jedoch noch offen und werden sich erst mit der Zeit an Einzelfällen juristisch festigen.

Genaue Informationen zur Anwendung des Mindestlohns finden sich auch auf dem Praktikumsportal der Industrie- und Handelskammer: www.ihk-praktikumsportal.de

Nicht unter 8,50

Die Neuerungen gelten auch für Minijobber. Umgehungsversuche sind nicht hinnehmbar

Auch wenn der Heidelberger Jura-Professor Thomas Lobinger das Mindestlohngesetz mit gut vertretbaren Argumenten für zweifelhaft hält (vgl. Süddeutsche Zeitung vom 6.6.2013, S. 2), ist es für Studenten dennoch ratsam, sich mit der neuen Rechtslage auseinanderzusetzen. In diesem Zusammenhang sei insbesondere über mögliche relevante Umgehungsstrategien durch den Arbeitgeber informiert, damit diese von den studentischen Arbeitnehmern erfolgreich abgewehrt werden können.

Das Mindestlohngesetz gibt grundsätzlich erst einmal allen Arbeitnehmern und Arbeitnehmerinnen einen Anspruch gegen den Arbeitgeber auf Zahlung eines Arbeitslohnes in Höhe von 8,50 Euro pro Zeitstunde. Dieser Anspruch ergibt sich unmittelbar aus dem Gesetz, eine Änderung des Arbeitsvertrages ist daher nicht erforderlich. Eine Verzichtserklärung des Arbeitnehmers ist nicht zulässig und daher nichtig. Um es zunächst klarzustellen: Sämtliche arbeitsrechtliche Vorschriften gelten auch für sogenannte Minijobber bzw. 450-Euro-Jobber (Der Begriff Minijobber bezieht sich lediglich auf die Stellung in der Sozialversicherung – Rente, Krankheit, Pflegebedürftigkeit, Arbeitslosigkeit. Auch vor dem Finanzamt sind Minijobber normale Arbeitnehmer, in der Regel in der Lohnsteuerklasse I. Da der jährliche Steuerfreibetrag jedoch in 2014 bei 8354 Euro liegt, kommen Minijobber mit dem Finanzamt in der Regel nicht in Berührung.) Daher können auch Minijobber den Mindestlohn von 8,50 Euro ab dem 1. Januar 2015 einfordern.

Insbesondere Beschäftigte in der Gastronomie können den Vorschlag unterbreitet bekommen, statt einer Lohnerhöhung mit Speisen und Getränken während der Arbeitszeit vergütet zu werden. Zuweilen werden hierbei sog. Essens- oder Getränkepauschalen vom Arbeitgeber erhoben. Allerdings wären diese unzulässig, da sie einen Verstoß gegen das sogenannte „Truckverbot“, zu Deutsch „Tauschverbot“ darstellten. Die Gewerbeordnung lässt die Vereinbarung von Sachbezügen (hierunter fallen die Pauschalen) nämlich erst ab einem Gehalt von 1049,99 Euro zu. Die zahlreichen in der Gastronomie jobbenden Studenten müssten daher erst einmal mindestens 1050,00 Euro verdienen, damit überhaupt ein Teil des Gehalts in Form von Naturalien ausgezahlt werden dürfte. Das wird bei 450-Euro-Kräften nie der Fall sein. Der Gesetzgeber möchte damit verhindern, dass Arbeitsleistung gegen Waren getauscht wird, daher auch der Name „Tauschverbot“.

Ein weiteres Umgehungsmodell wäre die Ableistung unbezahlter Überstunden. Der Arbeitgeber würde sich hier eindeutig rechtswidrig verhalten und gegen zahlreiche Gesetze verstoßen. Zudem schreibt das neue Mindestlohngesetz die Aufzeichnung der Arbeitszeit für bestimmte Betriebe vor. Zu diesen zählt unter anderen das Gaststättengewerbe sowie Unternehmen, die sich am Auf- und Abbau von Messen und Ausstellungen beteiligen. Es ist davon auszugehen, dass der Zoll die Einhaltung dieser Pflichten überprüfen wird.

Schwierig ist die Beurteilung von freien Mitarbeitern. Sie werden vom Mindestlohngesetz nämlich nicht erfasst. Allerdings ist die sogenannte Scheinselbstständigkeit untersagt und wegen der empfindlichen Sanktionen für die Arbeitgeber auch keine attraktive und nachhaltige Umgehungsstrategie. Ob eine selbstständige Mitarbeit zulässig ist, muss im Einzelfall geprüft werden. Hat man jedoch nur einen einzigen Arbeitgeber, scheidet sie in der Regel aus.

Wird der Arbeitnehmer „schwarz“ tätig, also ohne Anmeldung des Arbeitsverhältnis bei den Sozialversicherungsbehörden, besteht grundsätzlich weiterhin ein einklagbarer Anspruch des Arbeitnehmers. Es wird davon auszugehen sein, dass ab dem 1. Januar 2015 auch hierauf der Mindestlohn Anwendung findet.

Studentische Minijobber sollten ihrem Arbeitgeber deutlich machen, dass sie auf den Mindestlohn nicht verzichten werden. **(mkr)**


Foto: Heinrich-Böll-Stiftung / Wikimedia Commons

Andrea Nahles' Ministerium war federführend beim Mindestlohngesetz

outdoor
adventure
climbing
alpin
& more...
globetrotter
outfitter
Plöck 73 / 69117 HD / Tel. 06221-6734681
Mo. - Fr. 10-19 Uhr, Sa. 10-18 Uhr
pos@backpacking-united.com · www.Backpacking-United.com

Keine Angst vor blauen Flecken

Rugby fristet in Deutschland ein Nischendasein, trotzdem gibt es in Heidelberg fünf erstklassige Teams. Beim Heidelberger Turnverein spielen viele Studenten

Es sind gerade drei Minuten gespielt, da krümmt sich ein Spieler auf dem kalten Boden. Bei einem Tackling ist er schmerzhaft auf die Schulter gekracht. Außer dem Sanitäter, der auf den Platz eilt, sorgt sich darum niemand. Beide Mannschaften spielen um ihn herum weiter.

Rugby verkörpert Kampf und Kraft, ein Spiel für raue Kerle, die sich gerne mit Geschrei in Matsch und Gegner werfen und dabei keinen Schmerz kennen. Soweit zumindest die gängigen Vorurteile. Doch es gibt auch die andere Seite an diesem äußerst fairen Spiel. Es ist ein taktischer Sport der über Teamwork entschieden wird. Der britische Schauspieler Richard Burton fasste diese Diskrepanz einmal treffend zusammen: „Rugby ist ein wunderbares Gemisch aus Ballett, Oper und grausamem Selbstmord." Einer umstrittenen Legende nach soll Rugby 1823 in der gleichnamigen britischen Stadt entstanden sein. Als bei einem Fußballspiel das Team von William Webb Ellis kurz vor der Niederlage stand, soll er sich den Ball geschnappt und ins gegnerische Tor getragen haben. Zwar ist diese Legende anzuzweifeln, der Weltmeisterpokal ist aber noch heute nach Webb Ellis benannt.



Kapitän Benedikt nach dem Spiel

In Deutschland dagegen wurde der Sport erst um 1900 populär, aber bis heute fristet Rugby das Schatten-Schicksal einer Randsportart. Dennoch gibt es im beschaulichen Heidelberg gleich fünf hochklassige Vereine. Einer davon ist der HTV. Das Kürzel steht eigentlich für Heidelberger Turnverein, aber außer bei Einwürfen, wo sogenannte Gassen und Türme positioniert werden, hat Rugby wenig mit dem eleganten Turnen gemeinsam. Die Gründe für den Rugby-Boom in Heidelberg sind vielfältig, wie HTV-Kapitän Benedikt zu berichten weiß. Die historische Verbindung von Rudern und Rugby sei ebenso fördernd wie die internationale Studentenszene insgesamt.

Für Benedikt machen vor allem Teamgeist und das körperbetonte Spiel den Reiz von Rugby aus. Als er 2003 einen Austausch in Großbritannien machte, kam er das erste Mal in Kontakt mit Rugby. „Als deutscher Junge war das nochmal doppelt hart", erinnert er sich. Trotzdem ließ ihn das Spiel fortan nicht mehr los und selbst Nasen- und Schlüsselbeinbrüche konnten ihn nicht stoppen. Über Bonn kam er schließlich zum Studieren und Rugby Spielen nach Heidelberg und zum HTV. „Für mich ist das wie eine Berufung. Wenn ich aufstehe, denke ich an Rugby, tagsüber denke ich an Rugby und wenn ich ins Bett gehe denke ich auch manchmal an Rugby" gibt der PH-Student mit einem Zwinkern zu.



Faire Rivalen: Während dem Spiel bekämpfen sich beide Teams mit voller Härte, nach Abpfiff wird zusammen Bier getrunken

Fotos: mkr

Sein HTV kämpft gerade um die Titelverteidigung des DRV-Pokals, der den Verbleib in der ersten Bundesliga garantieren würde. Zum Spiel gegen StuSta München haben sich nur etwa 60 Schaulustige versammelt. „Zum Derby Neuenheim gegen Handschuhsheim kommen oft sogar knapp 1000 Zuschauer. Wir freuen uns, wenn 100 bis 150 zu den Spielen kommen", erzählt Ex-HTV-Spieler Olivier. Der 42-jährige kommentiert das Spielgeschehen und versorgt das Publikum mit Würstchen und Glühwein. Selbst spielen geht bei ihm nicht mehr, die Strapazen für den Körper sind zu enorm.

Wie Olivier ist auch Robat beim HTV hängen geblieben. Er kam vor Jahrzehnten der Liebe wegen von Wales nach Heidelberg und ist die gute Seele des Vereins. Der Walise bewirtschaftet das gemütlich eingerichtete Vereinsheim, wäscht die Trikots und aktualisiert die Homepage des HTV. Alles unentgeltlich, oftmals mehrere Stunden täglich – für ihn Ehrensache.

Auch für Kapitän Ben gibt es keinen anderen Verein. Inzwischen spielt der bärtige Zweimeter-Mann für die deutsche Nationalmannschaft, was ihn bis nach Namibia gebracht hat. Er ist sich sicher, „wenn ich beim HTV gut genug für die Nationalmannschaft bin, muss ich nicht wechseln". Die Mannschaft sei eine untrennbare Bruderschaft, auf die man sich in jeder Lebenslage verlassen könne. Das ist ihm wichtig.

Obwohl es ein so verschworener Haufen ist, freuen sich alle im Verein über Interessierte – gerade Studenten landen oft beim HTV. Wolfgang Seibert, der 2. Vorsitzende des Vereins und seit Jahrzehnten beim HTV, betont ausdrücklich: „Jeder, der Spaß am Sport hat, kann dienstags oder donnerstags um 19 Uhr zum Probetrainig vorbeikommen." Wie alle Rugby-Vereine ist auch der HTV darum bemüht, auf die Sportart aufmerksam zu machen. Vor allem an Nachwuchs und Fördergeldern fehlt es. Deshalb erhoffen sich hier viele einen neuen Popularitätsschub durch die Olympischen Spiele in Rio de Janeiro, wo Rugby erstmals seit 1924 wieder im Programm stehen wird.

Das Spiel gegen München gewinnt der HTV am Ende mit 57 zu 7. Doch das ist eher nebensächlich. Nach Spielende gibt es Respektbekundungen für die Gegner und faire Shakehands. Jede Gastmannschaft wird beim HTV nach dem Spiel auf einen Kasten Bier eingeladen – das ist Usus. Die sogenannte dritte Halbzeit ist allen wichtig und wird auch entsprechend zelebriert. Die bärtigen Kerle sind wohl doch mehr Gentlemen als Raufbolde. **(fha)**

Rugby in der dritten Dimension

Beim Unterwasserrugby tauchen Spieler und Ball ab – auch unsere Redakteurin ging baden. Ein Selbstversuch

Taucherbrille, Flosse, Schnorchel – mehr braucht es am Anfang rein theoretisch nicht, um Unterwasserrugby zu spielen. Naja, eine Affinität zu Wasser vielleicht.

Ich habe meinen alten Badeanzug rausgesucht und muss schon nach einer kurzen Erklärung mit meiner neuen Ausrüstung ins Wasser springen. Meine anfängliche und triviale Sorge, meine Kontaktlinsen könnten verloren gehen, ist schnell Nebensache. Ich kämpfe damit, nicht das halbe Schwimmbad zu verschlucken, wenn der Schnorchel sich beim Tauchen wie ein riesiger Strohhalm mit Wasser füllt. Wieso habe ich darüber eigentlich nicht vorher nachgedacht? „Na, schon Wasser geschluckt?" werde ich gefragt. „Ein bisschen", lüge ich hustend. .„Einfach den Schnorchel mit einem ordentlichen Luftstoß ausblasen", rät mir Karsten, der schon seit mehreren Jahren Unterwasserrugby spielt. Ich fühle mich ein bisschen wie Free Willy beim Auftauchen. Aber nach drei oder vier Versuchen geht es schon deutlich besser.

Im Sport der Universität Heidelberg trainieren die Teilnehmer Technik und Ausdauer, weil das Becken für ein Spiel nicht tief genug ist. Das Spielfeld ist normaler Weise 10 mal 15 Meter breit und vier Meter tief. Gespielt wird mit zwei Teams á zwölf Spielern. Aufgrund der Anstrengung sind aber immer nur sechs Spieler jeder Mannschaft gleichzeitig im Wasser und es erfolgt ein fliegender Wechsel im Spiel. Mit so vielen Spielern herrscht eine ganz schöne Dynamik unter Wasser. Außerdem können sich alle ja nicht nur vor und zurück, sondern auch noch hoch und runter bewegen. Sport in der dritten Dimension sozusagen.



Unterwasserrugbyspieler des TCO Weinheim im Kampf um den Ball

Foto: Ansgar Komp

Ich merke, dass dabei Kondition und Koordination gefordert sind. Doch Patric, der über den Schwimmsport zum Unterwasserrugby gekommen ist, beruhigt mich: „Wenn du zweimal die Woche trainierst, reicht das schon, um gut dabei zu sein." Das Training wird daher auch ein bisschen meinen Möglichkeiten angepasst: Beim Einschwimmen habe ich nur die Hälfte der Bahnen gemacht. Es muss ja noch Luft nach oben sein. Trotzdem – man muss kein Leistungssportler sein, um hier einzusteigen. „Bei uns trainieren ganz normale Studenten aus allen Fachrichtungen. Vielleicht ein bisschen mehr Naturwissenschaftler", sagt Patric lachend. Auch im Verein, dem Tauchclub Octopus Weinheim e.V. (TCO), wo die aktiven Sportler auch das Spiel in Mannschaften trainieren, sind Männer und Frauen aus allen Altersklassen vertreten; der Älteste ist über 70 Jahre alt.

Neben grundlegenden Schwimmfähigkeiten sollte man vor allem keine Angst vor Körperkontakt haben: Im Spiel wird zweimal 15 Minuten mit vollem Einsatz versucht, den Ball im gegnerischen Tor zu platzieren; die Regeln lehnen sich an die des Rugby an. Die Tore, die eigentlich Metallkörbe sind, stehen dabei auf dem Boden des Beckens. Der Ball hat die Größe eines Handballs und ist mit Salzwasser gefüllt. Dadurch hat er keinen Auftrieb und man kann ihn sogar auf dem Beckenboden dribbeln. Im Spiel selbst ist fast alles erlaubt, außer Tritte, Schläge und übermäßig hartes Spiel. Vor allem darf man den Ball aber nicht oberhalb der Wasseroberfläche spielen oder den Gegner an seiner Ausrüstung festhalten. Um dies zu kontrollieren, gibt es drei Schiedrichter: Zwei Taucher und einen Offiziellen am Beckenrand. Generell ist aber nicht nur Kraft und Koordination von Nöten: Da jeder irgendwann einmal Luft holen muss, sollte man sich eine gute Taktik überlegen.

Woher die Idee zu UWR, wie es abgekürzt heißt, kommt, ist nicht mehr genau nachvollziehbar. Es sollte wohl das triste Konditionstraining in der Schwimmhalle aufheitern und setzte sich seit Mitte der 60er Jahre in Deutschland durch. Aktuell gibt es in Deutschland 200 professionelle Mannschaften, die in Bezirks-, Landes- und Bundesligen organisiert sind.

Meinen Trainingsalltag hat Unterwasserrugby allemal aufgeheitert. Auch wenn der Umgang mit Flossen und Taucherbrille ein bisschen Übung erfordert, kann man sich schnell ins Spiel integrieren. Allein sich unter Wasser wie ein Taucher zu bewegen und dabei einen Ball zu passen ist ein Erlebnis. AmAbschluss des Trainings katapultieren sich alle gekonnt aus dem Wasser auf den Beckenrand. Meine Arme zittern ein wenig, als ich mich hochstemme - zurück aus dieser neuen Dimension. **(lau)**

Das Unterwasserrugbytraining findet im Hochschulsport immer freitags zwischen 12.45 Uhr und 13.15 Uhr im Olympiastützpunkt der Universität Heidelberg im INF 710 statt. Weitere Trainingszeiten mit Spielpraxis bietet der TCO Weinheim. Informationen unter: www.tco-weinheim.de

Zur Abwechslung que(e)rgedacht

Queer-Studies, Queer Festival, Queerpolitik – Der „Queer"-Begriff ist inzwischen in aller Munde. Was genau hat es damit auf sich und wie „queer" ist Heidelberg?



Foto: dom

Ein großer schlanker Mann mit roter Lockenperücke, sexy Dienstmädchenoutfit und schwarzen Lackpumps stöckelt durch die Gegend. Es handelt sich eindeutig um Magenta, das schräge Hausmädchen aus dem Kultmusical „The Rocky Horror Picture Show" – nur mit schöneren Beinen. Was man auf den ersten Blick für den Austragungsort eines Travestiewettbewerbs halten könnte, ist ein ganz normaler Abend bei der UnheilBar, der Institution für queeres Feiern in Heidelberg. Vielfältig, bunt und unkonventionell – diesen Leitgedanken haben sich die Veranstalter auf ihre Fahne geschrieben und organisieren die Partyreihe jedes Mal unter einem anderen Motto in der Wieblinger Villa oder im Häll in Kirchheim. „Das Besondere an der UnheilBar ist, dass sie jedem offensteht und nicht nur für die schwul-lesbische Community gedacht ist", erklärt Johann König, einer der Organisatoren. „Wir wollen unseren Gästen in erster Linie ein unkommerzielles, queeres Partytreiben ermöglichen".

Unkommerziell bedeutet: Freier Eintritt, günstige Getränke und ehrenamtliche Mithilfe in jeder Hinsicht – vom Aufbau über die DJs bis zur Barschicht. Ein Merkmal, mit dem die UnheilBar heraussticht und sich dadurch von der zweiten queeren Party in Heidelberg unterscheidet – der monatlich stattfindenden QMassaka im Karlstorbahnhof, der auch das jährliche Queer Festival im Frühjahr ausrichtet.

Doch nicht nur queeres Partyvolk wird in Heidelberg fündig. Wer sich hochschulpolitisch mit queeren Themen auseinandersetzen möchte, dem bieten sich mehrere Möglichkeiten. Im Februar 2014 wurde an der Universität das Queerreferat eingerichtet. Es ist eines von bisher drei autonomen Referaten, die dem StuRa angegliedert sind und eine beratende Funktion einnehmen. Vorrangiges Ziel ist es, Benachteiligungen unterschiedlicher Art an der Hochschule entgegenzuwirken. Das Queerreferat versteht sich darüber hinaus als direkten Ansprechpartner für die Studierenden in allen Belangen des queeren Lebens und bietet auch Hilfe für ganz persönliche Anliegen. „Wer beispielsweise Probleme mit seinem Coming Out hat, dem bieten wir einen vertrauensvollen und diskreten Rahmen, um darüber zu sprechen", erklärt David Lenz, eines der Mitglieder. „Zudem liefern wir regelmäßig Informationen über queere Angebote und sind zudem selbst als Organisatoren tätig." Eine Anlaufstelle bieten auch zwei weitere politische Hochschulgruppen. Der Arbeitskreis Gender setzt sich vor allem wissenschaftlich-theoretisch mit Themen des Bereichs der Gender Studies auseinander. Die Gruppe QueerCampus rückt hingegen den persönlichen Austausch und das gesellige Miteinander in den Fokus ihres alle zwei Wochen stattfindenden Stammtischs. Das geringste queere Potential lässt sich von Seiten der Stadt erkennen. Eine Vorreiterrolle nimmt Heidelberg eher bei den Themen „Gleichstellung von Frauen und Männern" und „Integration" ein, denen die Stadt bereits zwei Aktionspläne gewidmet hat. Seit April 2014 arbeitet das Amt für Chancengleichheit nun an einem dritten Aktionsplan mit dem Titel „Offen für Vielfalt und Chancengleichheit – Ansporn für alle". In vier Fokusgruppen wurde bisher unter Experten- und Bürgerbeteiligung über zukünftige Maßnahmen diskutiert. Die Gruppe „Alltagsdiskriminierung" bietet hierbei zwar den Rahmen, sich auch mit dem Thema unterschiedlicher sexueller Orientierungen und deren Akzeptanz zu befassen. Aber eine separate Auseinandersetzung mit queeren Inhalten gibt es seitens der Stadt bisher nicht, sodass hier offensichtlich Nachholbedarf besteht. „Was in Heidelberg leider noch nicht besonders ausgeprägt ist, ist die Sichtbarkeit von queerem Leben", bemerkt David Lenz. „Die Angebote und Gruppen, die bereits existieren, werden deshalb leider oft nicht wahrgenommen und es entsteht der Eindruck, so etwas wie queeres Leben gäbe es in Heidelberg nicht".

Wie gut ist Heidelbergs queere Szene nun aufgestellt? Wer jedes Wochenende queer feiern möchte, dem bleibt der Gang nach Mannheim nicht erspart. Bei den zwei großen Kultpartys für „gays & friends", der Himbeerparty und der Heaven, kann Heidelberg nicht mithalten. Ähnliches gilt im Vergleich mit der regen Mannheimer Kneipenszene – hier hat Heidelberg einzig das „Ricky's" vorzuweisen. Wer aber Lust auf alternativ angehauchtes Feiern in familiärer Atmosphäre hat, der ist in Heidelberg bestens aufgehoben und hat zudem die Möglichkeit, sich hochschulpolitisch zu engagieren.

Wer sich näher über das Thema Geschlechterbilder und -normen informieren möchte, dem seien die „Aktionstage für geschlechtliche und sexuelle Selbstbestimmung" empfohlen. Vom 7. bis zum 14. Dezember finden unter dem Motto „gesellschaft-macht-geschlecht" jeden Tag mehrere Vorträge in der Pädagogischen Hochschule Heidelberg statt. **(mlo)**

Was heißt eigentlich „queer"?

Im Englischen weist die Bezeichnung eine eindeutig negative Begriffsgeschichte auf, indem sie vor allem als Schimpfwort für Homosexuelle verwendet wurde. Die Übersetzung mit „eigenartig" oder „sonderbar" verweist zudem auf die vermeintliche Abnormität des damit Bezeichneten. Inzwischen wird der Begriff benutzt, um das Denken in den Geschlechterkategorien „Mann" und „Frau" sowie die damit einhergehenden sexuellen Identitäten „homo" und „hetero" aufzusprengen. Auch Trans- und Intersexualität werden hier berücksichtigt. Queer ist somit ein Sammelbegriff für alles, was im traditionellen, heteronormativen Denken vernachlässigt wird.

Sicherheit auf dem Campus

Das Walksafe-Programm soll Studentinnen auf dem Universitätsgelände schützen. Das Konzept wird wohl künftig auf die Altstadt und den Campus Bergheim ausgeweitet

„ACHTUNG ACHTUNG!!! Ich will euch keine Angst machen, aber es ist wichtig zu wissen! Aktuell treibt sich im Feld ein Irrer rum, der Frauen auflauert!" So lautet der Post einer Bewohnerin des Neuenheimer Feldes in der Facebookgruppe der Studentenwohnheime. Auf Nachfrage anderer Gruppenmitglieder berichtet sie, dass sie sich von einem mittelalten Mann in der Zentralmensa beobachtet gefühlt habe. Anschließend sei er ihr gefolgt und habe versucht, sie abzufangen. Daraufhin sei sie in die Gebäude der Pädagogischen Hochschule geflüchtet.

Ein anderes Mitglied der Gruppe kommentiert den Post mit den Worten: „So wie sich deine Beschreibung anhört, ist das der Typ, der schon seit Mai/Juni in der INF-Bib Mädchen angafft und soweit belästigt, dass sie sich (wochenlang) nicht mehr blicken lassen."

Andere Gruppenmitglieder verweisen auf das Walksafe-Konzept der Universität. Vor rund zehn Jahren entstand die Kooperation Walksafe als Reaktion auf mehrere Belästigungen und eine Vergewaltigung im Neuenheimer Feld. Verschiedene Einrichtungen – wie die Universität, die Uniklinik und die Stadt – sind beteiligt. Ziel ist es, mehr Sicherheit im Neuenheimer Feld zu schaffen. In den letzten Jahren steht also in erster Linie die Prävention im Vordergrund. Das Angebot umfasst einen Begleitservice im gesamten Neuenheimer Feld. Unter der Nummer 06221 585555 erreicht man den Sicherheitsdienst der Universitätsklinik, der Frauen zur Straßenbahnhaltestelle, dem Studentenwohnheim oder Auto bringt. Das gilt ebenfalls für den Bereich des Universitätsklinikums. Zudem können Frauen auf Wunsch zwischen den Bushaltestellen aussteigen.



Foto: jas

Im Neuenheimer Feld können sich Studentinnen abends begleiten lassen

Der Flyer für Walksafe listet weiterhin Frauen-Nachttaxis, kostenlose Selbstverteidigungskurse von Polizei und Studierendenwerk sowie diverse Notrufnummern auf.

Programme wie Walksafe gibt es nicht nur in Heidelberg. An amerikanischen Universitäten haben Studenten üblicherweise die Möglichkeit, sich abends und nachts von einem Escort Service auf dem Campusgelände begleiten zu lassen. An der Yale University etwa können Studenten zwischen sechs Uhr abends und sechs Uhr morgens ein Sicherheitsfahrzeug bestellen. Da es in letzter Zeit in der Altstadt zu Beschwerden wegen Belästigungen kam, will Charlotte von Knobelsdorff, die für das Programm zuständige Mitarbeiterin im Gleichstellungsbüro der Universität, das Angebot auf die Altstadt und den Campus Bergheim erweitern. Eine Idee ist es, eine Schulung für Führungskräfte anzubieten und über das Thema Sicherheit aufzuklären.

Grundlage für die Maßnahmen ist eine jährliche Sicherheitsbegehung mit der Polizei und weiteren Verantwortlichen, bei der Angsträume, dunkle Ecken und andere potenziell gefährliche Stellen entdeckt und wenn möglich beseitigt werden sollen. Wichtig sei beispielsweise, dass die Notrufnummern überall offensichtlich zu erkennen sind. In einem weiteren Schritt sollen die Gebäude der Universität auf ihre Sicherheit überprüft werden.

In dem anfangs geschilderten Fall hat sich die Gleichstellungsbeauftragte der Wohnheime mit Frau von Knobelsdorff zusammengesetzt. Als Konsequenz aus den Vorfällen wolle man die bestehenden Angebote wieder präsenter machen. Geplant ist eine Öffentlichkeitskampagne im Oktober des kommenden Jahres.

In einer akuten Bedrohungssituation sei es laut Charlotte v. Knobelsdorff wichtig, sich an Passanten zu wenden, den Sicherheitsdienst zu rufen und Vorfälle zu melden. Das weitere Vorgehen hinge dann davon ab, was mit der betroffenen Person im Beratungsgespräch vereinbart werde. **(jas)**

WEINSTUBE
CAFÉ
BURKARDT

MERKE: MIT VOLLEM MAGEN STUDIERT ES SICH DOCH GERN

Auf die Schnelle – ganz slow:
Der Slow Food Mittagstisch im neuen Café Burkardt bietet Studentinnen und Studenten leckere, hausgemachte Gerichte, passend zur Saison. Gratis dazu gibt es ein offenes Getränk (alkoholfrei) nach Wahl. Montag bis Freitag, immer von 12:00 bis 14:00 Uhr.

Ob Prädikatsexamen oder „4 gewinnt", man gönnt sich ja sonst nichts!
Die Untere Straße genussvoll und ganz neu entdecken. Unseren Gourmet-Studenten bieten wir auf Vorbestellung ein 3-Gang-Menü mit Weinverkostung an. Volle Gaumen-Credits für 45 S pro Person.

Wurst-Case-Scenario
Pappteller und Plattenteller. Mit würzig-scharfer Currywurst und bester Musik drücken wir eure Nebenkosten. An den vier Adventsdonnerstagen wird in unserem Innenhof gegrillt und aufgegabelt, immer ab 17:00 Uhr.

This Christmas I give you my Worscht!

Cafe Weinstube Burkardt, Untere Strasse 27
Montag bis Sonntag, 10.00 – 24.00 Uhr, kein Ruhetag

Umbau oder Umzug

Der Karlstorbahnhof ist eine der beliebtesten Kulturstätten der Region. Schon seit Langem kämpft er mit Platzproblemen. Eine wegweisende Entscheidung steht an



Schlägt es jetzt 12? Dem Karlstorbahnhof stehen entscheidende Monate bevor

Foto: mgf

Auf der Titelseite des ersten *Kalle*, des neuen Magazins des Karlstorbahnhofs, prangt die elliptische Frage „Auf dem Gleis nach Süden?“ Diese Frage ist keine rhetorische, denn seit einiger Zeit steht dem Karlstorbahnhof ein Umzug oder ein Umbau des aktuellen Gebäudes bevor. Sollte sich keine Lösung finden, droht womöglich sogar die Schließung der Kulturstätte. Dass es den Karlstorbahnhof irgendwann nicht mehr geben wird, halten die Beteiligten jedoch glücklicherweise für unwahrscheinlich. Knapp 20 Jahre, nachdem er seine Pforten als Veranstaltungsort neu öffnete, heißt es nun: Entscheidungen fällen für seine Zukunft.

Der Hintergrund der aktuellen Debatte um das Fortbestehen des alten Bahnhofsgebäudes in der Altstadt ist ein doppeltes Platzproblem, das im Grunde schon seit Beginn des Betriebs besteht und den Karlstorbahnhof innen und außen an seine Grenzen bringt: Das Gebäude „Am Karlstor 1“ beherbergt neben einem Programmkino und dem Konzertsaal mit Foyer noch den kleineren Klub K sowie ein Theater unter dem Dach. Da der Lärmschutz im Gebäude unzureichend ist, können in Kino und Theater keine Veranstaltungen gleichzeitig mit solchen im Saal abgehalten werden. Aus diesem Grund finden viele Konzerte erst ab 21:30 Uhr statt – für Berufstätige unter der Woche eine ungünstige Zeit. Nach dem Umbau, für den das Team des Karlstorbahnhofs momentan ausgiebig wirbt, sollen Veranstaltungen im Saal schon ab 20 Uhr stattfinden können und Kino und Theater nicht mehr beeinflussen. Ein weiteres Problem ergibt sich aus der Verringerung der Sitzplatzkapazität durch die Europäische Versammlungsstättenordnung vor drei Jahren. Momentan dürfen an bestuhlten Veranstaltungen nur 220 Personen teilnehmen. Grund dafür sind neue Bestimmungen, die nach dem Unglück bei der Love Parade in Düsseldorf erlassen wurden. Mit den bestuhlten Veranstaltungen wird normalerweise das meiste Geld eingenommen, mit dem weniger gut besuchte Veranstaltungen ausgeglichen werden, zum Beispiel Lesungen oder die Konzerte von relativ unbekannten Bands beim jährlichen Prêt à écouter Festival. Durch die Reduzierung der Sitzplatzkapazität sind auch jene Veranstaltungen meist nicht mehr rentabel, wodurch der Verein Kulturhaus Karlstorbahnhof e. V. nun finanziell neue Wege finden muss, das Kulturprogramm des Karlstors aufrecht zu erhalten.

Der Notausgang aus dem Klub K über die Feuertreppe musste vor Kurzem schon einmal umgebaut werden, die Tür war nach den neuen Bestimmungen nicht breit genug. Es handelte sich jedoch um eine tragende Säule, die das Ganze nochmal kostspieliger machte – kleinere Maßnahmen wie diese kommen zum allgemeinen Platzproblem dazu und stellen den Karlstorbahnhof vor die eingangs erwähnte Frage: Umbau oder Umzug?

Ein Umbau würde sich als schwierig gestalten. Eingegrenzt von Bahngleisen, der Schlierbacher Landstraße, dem namensgebenden Tor und einem Parkplatz, der dem Betreiber des benachbarten Kiosks gehört, gibt es kaum Möglichkeiten, das Gebäude zu erweitern. Es steht außerdem unter Denkmalschutz, was die Kosten für die Umbauarbeiten deutlich in die Höhe treibt. Folglich müsste auch die Stadt, der das Gebäude gehört und die sich daher an den Kosten eines Umbaus beteiligen muss, mehr Gelder für den Erhalt des Karlstorbahnhofs bereitstellen. Geld ist, in Heidelberg wie in ganz Baden-Württemberg, allerdings knapp, sodass für die Bewilligung der Gelder ein Ausnahmeantrag gestellt werden müsste.

Zur Debatte steht daher auch ein Umzug des Karlstorbahnhofs auf die Konversionsflächen in der Südstadt, genauer gesagt in die ehemaligen Stallungen in den Campbell Barracks. Der Umzug wäre zwar auch mit Kosten verbunden – statt 11 Mio. Euro für den Umbau des Gebäudes in der Altstadt werden die Renovierungskosten in der Südstadt auf knapp unter 9 Mio. Euro geschätzt. Doch eine Neuerfindung des Karlstorbahnhofs auf den Konversionsflächen bietet auch viel Potenzial. Zum Einen können die Kosten für den Verein verringert werden, indem die Stadt Landeszuschüsse beantragt. Außerdem hätte das Team um Geschäftsführerin Ingrid Wolschin auf dem Barackengelände 400 Quadratmeter mehr zur Verfügung, wie die *Rhein-Neckar_Zeitung* berichtet. Wolschin äußerte sich der Zeitung gegenüber positiv zu der Umzugsidee. Dem entgegen stehen der Verlust der Anbindung an den überregionalen Verkehr und die Gefahr, dass der Karlstorbahnhof den Teil seines Charmes verliert, den er dem besonderen Ort zu verdanken hat.

Parallel zu den Diskussionen um einen möglichen Ortswechsel hat der Verein des Karlstorbahnhofs eine Petition gestartet, die das Thema in den Gemeinderat bringen soll. Unter dem Titel „Offen bleiben – die Initiative für den neuen Karlstorbahnhof“ werden derzeit Unterschriften gesammelt, die das Interesse der Bevölkerung am Kulturhaus bezeugen sollen, ein Signal der Bürger an den Gemeinderat. Es werden 1800 Unterschriften aus der Region Heidelberg benötigt, damit die Plattform Openpetition die Inititative unterstützt. Bei Redaktionsschluss liegt die Gesamtzahl der Unterstützer knapp unter 1800, von denen etwa die Hälfte aus der Region Heidelberg kommt.

Dass es so viele Unterzeichner aus anderen Städten gibt zeigt, welche Bedeutung der Karlstorbahnhof auch überregional besitzt. Der Bekanntheitsradius beträgt 100 Kilometer in alle Richtungen, bisweilen kommen sogar Besucher aus Belgien oder Frankreich für ein Konzert in Heidelberg. Zu den prominentesten Unterstützern gehören der Schriftsteller Wladimir Kaminer, Musiker und DJs wie David Moufang, Thomas Meinecke und die norwegische Jazz-Sängerin Rebekka Bakken. Die Petition läuft noch bis zum 19. Februar. Ob der Umbau realisiert werden kann oder doch ein Umzug ansteht, ist dabei zweitrangig. Hauptsache, der Karlstorbahnhof bleibt auch in Zukunft offen und das Kulturangebot Heidelbergs wird aufrecht erhalten. **(pfi)**

Ausgeschenkt

Das Haus vom Nikolaus

Alles außer Glühwein: Die „Bude“ revolutioniert den Weihnachtsmarkt

Hier wird einem warm ums Herz. An der „Bude“ auf dem Heidelberger Weihnachtsmarkt wird nicht nur freundlich bewirtet, sondern auch kälteabwehrend ausgeschenkt. Die russische Heizdecke– das sind fünf Wodka „Shots“ auf einer Birkenscheibe – wärmt nach dem Genuss unverzüglich von innen. Garantiert wird bei diesem Angebot übrigens ein kopfschmerzfreier Kater, es wird nämlich nur fein destillierter russischer Wodka ins Glas gefüllt. Vor der alkoholischen Aufheizung ist die deftige Hausmannskost zu empfehlen: Grünkohl mit Mettwurst und Kartoffelecken. Für Vegetarier wird täglich eine frische Suppe angeboten. Das Gemüse für die Spezialitäten liefert ein Bauer aus Handschuhsheim, ganz nach dem Motto „von Heidelbergern für Heidelberger“ achten die Budenbetreiber Hans (28) und Till (28) auf regionale Produktion. Nur die Minze stammt aus Marokko.

Neben dem hausgemachten warmen Mojito, ist der flüssige Apfelkuchen in der Tasse der Renner an der Weihnachtsschänke. Hierbei handelt es sich um eine leicht abgeänderte Form der polnischen Tradition, den Wodka mit Apfelsaft zu trinken. Auf dem Weihnachtsmarkt wird das „Beste vom Apfel“ – ein gut gehütetes Geheimrezept – mit dem russischen Nationalgetränk verfeinert und der Jahreszeit entsprechend warm gemacht. Die köstliche Erfahrung kostet zwar einen Euro mehr als ein normaler Glühwein, sammelt man jedoch fleißig Stempel, geht der achte Apfelkuchen sprichwörtlich aufs Haus. Das Stempelmotiv ist nämlich eine strategische Zeichnung aus der Kindheit: das Haus vom Nikolaus. Wer jetzt noch zögert, wird spätestens durch das „Flüssigpfand“ – Konzept überzeugt. Statt die 2,50 Euro für das Tassenpfand langweilig in den Geldbeutel zurückzubefördern, bekommt man auf Wunsch zwei Jägermeister an der Theke ausgeschenkt. Zur Abwechslung kann man die Schnäpse auch in der sogenannten „Bushaltestelle“ genießen, eine kleine, holzüberdachte Nische neben der Ausschanktheke, die auch handschuhlosen Besuchern genügend Windschutz bietet.

Als Wachhund dient ein Vogel im goldenen Käfig. Eingeschaltet wird „Hannes Communio junior“ erst, wenn Hans und Till ihren Arbeitsplatz verlassen. Sobald sich etwas regt, fängt der Bewegungsmelder an zu zwitschern. Ziemlich unkonventionell, aber erfolgreich – genauso wie das Weihnachtsmarktkonzept der „Bude“. **(aig)**



Foto: mkr



Foto: cai

Markthalle öffnet ihre Türen

Die neue Markthalle eröffnete Ende November im historisch bedeutenden Alten Hallenbad. Dieses hatte sich bisweilen mit Einrichtungen wie der Diskothek Frauenbad und dem Urban Kitchen gut im Heidelberger Nachtleben sowie im Gastronomiebereich etabliert. Das sich bis dato im Umbau befundene Herrenbad funktioniert nun als Markthalle.

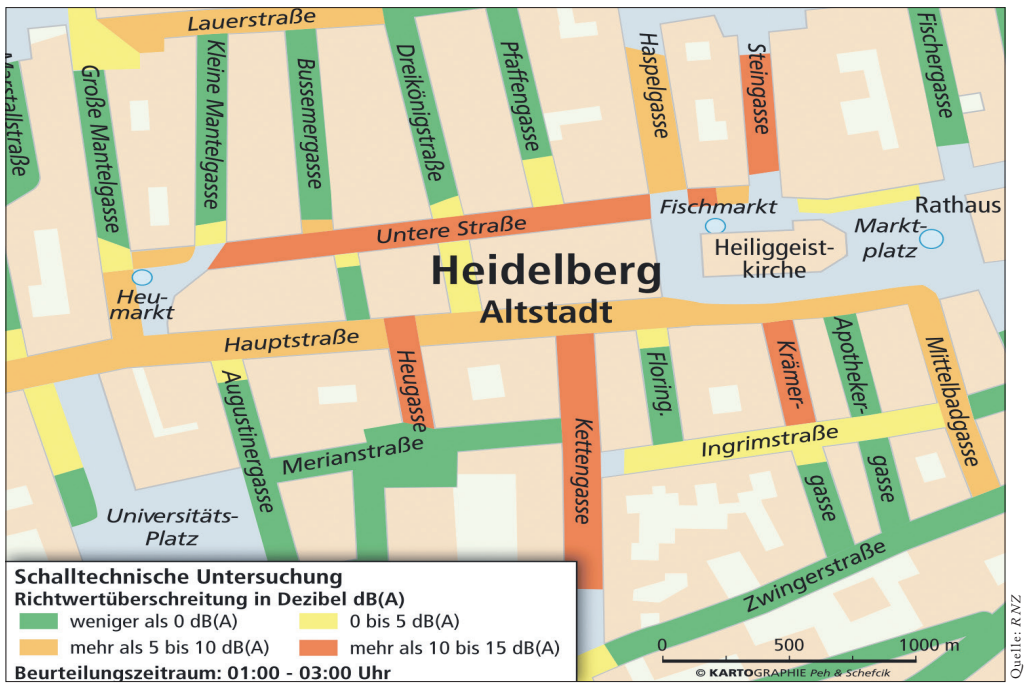
Sie lockt mit kleinen kulinarischen Köstlichkeiten, die am Tag der Eröffnung geschickt in Szene gesetzt und verführerisch präsentiert wurden. Mit einem breitgefächerten Warensortiment von einer vielfältigen Käsetheke, und einer breiten Auswahl an exklusiven Weinen, über eine Frischetheke mit Obst und Gemüse bis hin zu frisch gebackenem Brot und Pralinés, komplettiert die Markthalle nun das Konzept extravaganter Etablissements in einer außergewöhnlichen Umgebung. Neben der Verwöhnung des Gaumens, wird im Obergeschoss auch den Augen etwas geboten. Liebevoll gestaltete Wohnaccessoirs und stilvolle Dekorationsartikel runden die edle Atmosphäre ab. Jedoch entgegen der Vorstellung, alles Exklusive sei für arme Studenten nicht bezahlbar, finden sich in dem großen Warensortiment auch Schätze, die sich der kleine Geldbeutel leisten kann. **(cai)**

„Abends ist es wie am Ballermann“

Fortsetzung von Seite 1: Nach einer Bürgerklage wegen Lärmbelästigung musste die Stadt politisch handeln. Die Reaktionen auf die geplante Liberalisierung der Sperrzeiten fallen heftig aus

Der Lärmstreit in der Altstadt ist bald schon fast so alt wie das Heidelberger Schloss. Bereits 2009 machte Oberbürgermeister Eckart Würzner das Thema zur Chefsache, doch noch immer brodelt der emotionale und kontroverse Konflikt. Damals wurde ein runder Tisch mit Bürgern, Polizei, Wirten, Studenten und Vertretern der Politik eingerichtet. Heraus kam ein 58-Punkte-Plan mit Verbesserungsvorschlägen und Problemfeldern, die von der Stadtverwaltung bearbeitet werden sollten. „Dadurch gab es teilweise Verbesserungen, aber die Stadt zeigt sich noch immer viel zu zögerlich bei harten Maßnahmen gegen Wirte, die ihre Konzession nicht einhalten“, meint Martin Kölle von der Bürgerinitiative Leben in der Altstadt (LindA). Der ehemalige Lehrer zog 1981 in die Leyergasse, in einer Zeit, als die Altstadt sehr runtergekommen und marode gewesen sei. Die Veränderungen der letzten 35 Jahre hält er für sehr bedenklich: „Damals gab es nur etwa 80 Kneipen, heute sind es mindestens doppelt so viele. Außerdem wurde der Lebensstil immer mediterraner und die Sperrzeiten kontinuierlich von Mitternacht auf ein Uhr verkürzt.“ Laut Kölle haben inzwischen einige der LindA-Mitstreiter im Streit mit der Stadt und den Wirten resigniert. Einige sind sogar bewusst weggezogen.

Wegziehen ist für Irene Matsché-Lechner inzwischen auch eine denkbare Option. „Wenn uns jemand den Umzug organisiert und finanziert, wäre das eine Überlegung “, sagt die 42-jährige. Vor einem Jahr ist sie von Berlin in die Dreikönigsstraße gezogen, vom Lärm in der Altstadt hatte der gebürtigen Österreicherin bis zur Vertragsunterschrift niemand erzählt. Zwar hatte sie sich im Internet informiert, doch Vieles hielt sie schlicht für übertrieben. Eine Fehleinschätzung. Sie schildert, wie die Lärmbelästigung am Wochenende ab 22 Uhr ein normales Leben in ihrer Wohnung unmöglich macht. „Ich hoffe immer, dass meine Kinder dann schon schlafen. Meine Kleine hat sich aber auch schon oftmals beschwert“, berichtet die zweifache Mutter. Sie stört vor allem, dass es zu wenig Polizei gibt und der KOD oft untätig bleibt. „Da werden Flaschen zertrümmert und Autospiegel abgerissen und niemand ist da und sagt etwas.“ Bei vielen der Feiernden hat sie inzwischen jeglichen Glauben verloren. „Ich hätte nicht gedacht, dass in einer Universitätsstadt wie Heidelberg Menschen so tief sinken können. Das ist hier wie am Ballermann auf Mallorca.“



Quelle: *RNZ*

In manchen Straßen der Altstadt werden die gesetzlichen 40 Dezibel oft deutlich überschritten

Dem Ballermann-Vorwurf widerspricht Mathias Michalski vehement. Das sei doch nur ein Konstrukt einer SWR Dokumentation, die 2010 ausgestrahlt wurde. Der SPD-Stadtrat, der sich schon lange für die Interessen der Wirte stark macht, ist zufrieden mit der geplanten Sperrzeitverkürzung. „Wenn alle Kneipen bis fünf Uhr offen haben, werden die Lärmspitzen in den Problemstraßen der Altstadt verringert. Den Lärm vor der Tangente verursachen doch die Betrunkenen die dort nicht mehr reinkommen, aber noch nicht nach Hause wollen. Davon profitieren dann auch die klagenden Anwohner.“

Dass sich die Stadt überhaupt politisch äußern muss, liegt an einem Urteil des Verwaltungsgerichtshofs Baden-Württemberg. Das Ehepaar Jansen hatte wegen der Sperrzeiten gegen die Stadt geklagt. In einem Vergleich war es zu einem Lärmgutachten gekommen, welches die Stadt zum Handeln zwang. Nach einem anfänglichen Verwaltungsvorschlag, die Sperrzeiten unter der Woche um eine Stunde zu verlängern, stand dann zwischenzeitlich der sogenannte 1-3-5 Kompromiss von Bürgermeister Wolfgang Erichson (Grüne) zur Diskussion. Dieser hätte Sonntags bis Mittwochs Sperrzeiten ab ein Uhr, Donnerstags ab drei Uhr und am Wochenende ab fünf Uhr vorgesehen. „Dieser Vorschlag hat keine stringente Linie verfolgt, so dass es am Ende eher ein hilfloser Versuch als eine Alternative war“, so Michalski kritisch. Letztlich scheint nur die Landesregelung eine stabile Mehrheit zu erhalten. Das Ehepaar Jansen wirkt resigniert von dieser paradoxen Entwicklung. Einerseits haben sie vom Gericht Recht erhalten, doch die Stadträte legen das Urteil völlig konträr aus. In einem *RNZ*-Interview stellte Götz Jansen klar: „Ich glaube, uns reicht es irgendwann einmal. Wenn das alles nur für uns zwei sein soll, macht das keinen Sinn.“

Geschichtsstudent Joey Rauschenberger kann das politische Theater nicht verstehen. Er ist bewusst vor einem halben Jahr in die Altstadt gezogen. „Ich fühle mich nicht belästigt, sondern genieße das bunte Nachtleben in der Altstadt.“ Für ihn ist es angenehm schnell in die Universität und die Mensa zu kommen. Über die längeren Öffnungszeiten freut er sich, da er schon oft früher als gewollt nach Hause musste. „Man hat hier eine sehr hohe Lebensqualität und es ist keine Geheimnis, dass in der Unteren Straße viel gefeiert wird“, findet der 21-Jährige.

Den gleichen Ton schlägt auch ein Wirt der Unteren Straße an: „In Rohrbach und am Boxberg ist es auch schön – aber man muss ja exklusiv zentral in der Altstadt wohnen. Das ist fast schon ein Spießbürger Faschismus hier.“ Tatsächlich liegen schon Beschwerden gegen einzelne Bars bei der Stadtverwaltung vor. Viele Wirte betonen aber auch, dass das Verhältnis zu den Nachbarn ein Gutes sei.

Für LindA-Sprecher Martin Kölle sind die Wirte auch nicht per se die Bösen. Lobende Worte findet er beispielsweise für die Kulturbrauerei. Trotzdem gäbe es eben auch schwarze Schafe, die viel zu oft ungeschoren davon kämen. Notfalls könnte er sich mit dem Münchner Modell anfreunden. Dort gibt es nur eine einstündige Sperrzeit, dafür greift die Verwaltung bei Lärmverstößen rigoros durch und entzieht den Wirten dann ihre Konzessionen. „Die Wirte haben eine sehr gute Lobby, während wir nur mit privaten Mitteln in unserer Freizeit für unsere Interessen kämpfen können.“

Andere traditionelle Probleme sind das wilde Urinieren und erbrechende Feiernde. Hier sind sich ausnahmsweise die Parteien einig. Anwohnerin Irene Matsché-Lechner schildert mit drastischen Worten ihre Erfahrungen: „Die verlieren jegliche Hemmungen und scheißen dir buchstäblich vor die Haustür.“ Eigentlich war die Forderung nach mehr öffentlichen Toiletten im 58-Punkte-Plan der Stadt aufgenommen worden. Dort liest man jedoch nur, dass dies nicht möglich sei, da keine geeigneten Gebäude zu Verfügung stehen. „Da hat die Verwaltung versagt“, meint deshalb auch SPD-Stadtrat Michalski.

Einig sind sich auch alle Beteiligten, dass es in Zukunft eine Klagewelle gegen die Wirte und ihre Betriebe geben wird. Die Stadt versucht sich mit der Landesregelung juristisch im höchsten Maße abzusichern. Doch was geschehen wird, wenn sich die Wirte in ihrer Existenz bedroht fühlen, bleibt abzuwarten, schließlich verdient die Stadt über die Gewerbesteuern der Kneipen kräftig mit. Möglich scheinen wieder verschärfte Sperrzeiten, mehr Polizei-Präsenz oder eine Änderung des Bebauungsplans der Altstadt, die im Moment noch als reines Wohngebiet eingestuft wird. Dann dürften die gesetzlichen 40 Dezibel im Zweifel auch überschritten werden.

So weit ist es aber noch nicht. SPD-Fraktionsvorsitzende Schuster wies bei der Präsentation ihres Vorschlags ausdrücklich daraufhin, dass sie die Landesregelung nur als Testphase verstehe. Der Lärmstreit der Altstadt ist noch lange nicht vom Tisch, sondern geht nur in eine neue Runde. **(fha)**

Heidelberger Historie

Versammlung für die Freiheit

1848 kommt es in Deutschland zur Revolution. In einem Wirtshaus in Heidelberg tritt eine Versammlung zusammen, die den Weg zum ersten deutschen Parlament ebnet

Am Ende retten die Heidelberger immerhin ihre Stadt. Die Utopie aber, den Traum, den viele von ihnen mitgetragen haben – er versinkt hier und um sie herum. Die Revolutionsarmee, erst kurz zuvor einquartiert, muss der schieren Übermacht weichen. In der Nacht vom 22. auf den 23. Juni 1849 ziehen die Preußen in die Stadt ein. Damit endet auch hier, wie an so vielen Orten zuvor, die Revolution von 1848/49 und mit ihr das Versprechen auf Freiheit und Demokratie.


Foto: wikimedia commons/ Rudolf Stricker

Der „Badische Hof“ in Heidelberg

Heidelberg ist in dieser Revolution, die ganz Deutschland erfasst, unzählige Menschen mobilisiert und zwischenzeitlich große Hoffnungen weckt, von Beginn an ganz vorne mit dabei. Das liegt zum einen an der liberalen Tradition Badens (wozu die Kurpfalz seit Napoleons Umgestaltung gehört): Die 1818 erlassene Landesverfassung ermöglicht es den größeren Städten, gewählte Abgeordnete in den Landtag zu entsenden. Wie in anderen Städten werden auch in Heidelberg nur Vertreter der liberalen Opposition gewählt – konservative Kandidaten sind praktisch chancenlos.

Der zweite Grund ist die hohe Anzahl an Studenten. Etwa jeder zweite von ihnen ist Mitglied in einer der vielen Studentenverbindungen, die zu den Keimzellen der Oppositionsbewegung gehören. Ihre Forderungen reichen von liberalen Reformen bis hin zur Gründung einer demokratischen Republik.

Eigentlich ist man im Deutschen Bund bemüht, alle revolutionären – also liberalen, demokratischen und nationalen – Bestrebungen zu unterdrücken, da sie die Macht der Fürsten bedrohen. Verfolgung, Zensur und ein Spitzelsystem prägen das politische Klima des Vormärz, wie die Jahrzehnte vor der Revolution genannt werden. Andererseits ist der Deutsche Bund nur ein loser Staatenbund: Wie strikt diese Linie umgesetzt wird, hängt stark vom jeweiligen Landesherren ab.

Obwohl Badens Politik relativ gemäßigt ist, nimmt die Revolution von 1848 hier ihren Anfang. Inspiriert von der französischen Februarrevolution, fordern Bürger in Baden, zuerst in Karlsruhe, weitreichende Reformen. So beginnt die „Märzrevolution“, die bald auf ganz Deutschland überspringt. Schon am 5. März kommt im „Badischen Hof“ die „Heidelberger Versammlung“ zusammen. Sie stellt einen Meilenstein dar auf dem Weg zur Frankfurter Nationalversammlung, dem ersten demokratisch gewählten Parlament der deutschen Geschichte, das zwei Monate später erstmals zusammentritt.

Doch es scheitert letztlich an seinen inneren Streitigkeiten und der militärischen Stärke seiner adligen Gegner; Im Juni 1849 wird die Nationalversammlung von Bundestruppen aufgelöst. Nur in Baden siegt die Revolution: Der Großherzog muss fliehen, und in Offenburg wird die Republik ausgerufen.

Doch den Einmarsch der Bundestruppen überlebt auch sie nicht. In Heidelberg entschließt man sich nach preußischen Störfeuern zur kampflosen Übergabe der Stadt. Einen Monat später kapitulieren in Raststatt die letzten revolutionären Verbände.

Auf das Einrücken der preußischen Soldaten folgt auch in Heidelberg eine Phase politischer Repression. Doch die demokratischen Forderungen der Heidelberger Versammlung leben im deutschen Parlamentarismus bis heute fort. **(mab)**



Vergessener Schaufensterbummel

Die Unterführung am Bismarckplatz ist aus dem Heidelberger Stadtbild fast vollständig verschwunden. Warum eigentlich?

Heidelberg unter der Erde (II)

Es ist schon eine merkwürdige Szenerie, die sich wenige Meter unterhalb des Bismarckplatzes abspielt: Aus Lautsprechern erklingen die furchtbarsten Weihnachtshits unserer Zeit, Mitten im Gang steht ein pappmarschierter Osterhase, daneben eine Schaufensterpuppe in Bikini-Outfit. Das Rattern der Straßenbahnen ist unüberhörbar.

Von der Heidelberger Öffentlichkeit nahezu unbemerkt, liegt seit fast einem halben Jahrzehnt ein Tunnel unter dem zentralen Platz der Stadt. Heute erinnert nur noch ein zugemauerter Treppenabgang als verkommenes Denkmal an die besseren Jahre dieser Unterführung.



Foto: mgr

Verkommenes Denkmal: Der Treppenabgang vor dem Drogeriemarkt Müller

Es war November im Jahre 1968 als sie ihre Tore öffnete. Sie sollte als Verbindungsweg zwischen den Kaufhäusern Horten und Woolworth dienen. Beide waren erst wenige Jahre zuvor eröffnet worden und der Bismarckplatz als zentraler Einkaufsort Heidelbergs gedacht. Die *Rhein-Neckar-Zeitung* titelte anlässlich der Eröffnung: „Schaufensterbummel in attraktiver Unterwelt". So säumten auch 13 Glasvitrinen die Passage. Zudem führten vom Bismarckplatz Treppen in den Tunnel hinab, erklärt Wilhelm Schuster von Galeria Kaufhof, der die Unterführung heute als Lagerfläche nutzt. „Dadurch war der Tunnel Tag und Nacht zugänglich", und die Fußgänger konnten den überirdischen Verkehr meiden. Laut *RNZ* war ebenfalls ein „späterer Durchbruch in Richtung Hauptstraße" geplant, jedoch sollte es dazu schon nicht mehr kommen. Heute weist im Tunnel einzig eine zugemauerte Betonplatte auf diesen Plan hin. Und auch die Reste der Schaufenster halten sich tapfer; allerdings sind sie mit ausrangierten Holzregalen, Kleiderständern und sonstigem Ramsch zugestellt.

Schon wenige Jahre nach der Eröffnung wurde der Tunnel dann Zeuge der eher bewegteren Phase Heidelberger Zeitgeschichte: Proteste gegen die Altstadtsanierung, Fahrpreiserhöhungen und den umstrittenen Oberbürgermeister Reinhold Zundel prägten die „wilden" 70er Jahre Heidelbergs. Kein anderes Jahrzehnt hat die Stadt so sehr verändert – jedenfalls aus der Perspektive mancher Beteiligter. Zumindest finden sich einige Wandschmierereien an den ockerfarbenen Fliesen als Spuren dieser Zeit: „Zundel und RNZ – Volksverhetzung macht sie fett", „Erhängt alle Nazis!", aber auch „Solidarität für Reinhold Zundel". So wurde es nichts mit einem gemütlichen „Schaufensterbummel" und die Unterführung von den Heidelbergern nie richtig angenommen, wie sich Bernd Fuchs, langjähriger Polizeichef der Stadt, erinnert. Er kennt den Tunnel noch aus seinen Anfangsjahren bei der Polizei. „Heute würde man die Passage als Angstraum bezeichnen – sie war geprägt von allgemeiner Verwahrlosung und Unordnung." Uringestank, Dreck und Müll prägten ihr Bild, zunehmend wurde sie auch von Wohnungslosen als Domizil genutzt. In der Altstadt waren diese für Zundel ein lästiges Übel. Daher ließ er sie aufsammeln und im Odenwald aussetzen. Ob dies auch unter dem Bismarckplatz geschah?

Da fügte es sich, dass Ende der 70er Jahre eine Umgestaltung des Platzes angedacht war. Im Zuge dessen erfolgte bereits 1978 der Beschluss die Passage zu schließen, der aber erst 1986 umgesetzt wurde. Die Treppenabgänge am Bismarckplatz wurden entfernt, stattdessen thront nun die „Spaghetti-Säule" über dem Tunnel.

„Erleben Sie unseren Weihnachtszauber im Erdgeschoss" – wenigstens die Durchsage funktioniert gegenwärtig, ebenso wie die Notbeleuchtung und die Sprinkleranlage. Galeria muss die strengen Brandschutzauflagen der Stadt einhalten und „das kostet einen Haufen Geld", bemerkt Wilhelm Schuster. Aber auch die Stadt hätte die Unterführung „am liebsten zugeschüttet", wie Norbert Penninger vom Tiefbauamt sagt. Sie sei undicht und eigentlich dringend renovierungsbedürftig. Doch könne man sich mit Galeria nicht über die Finanzierung einigen.

So wird sich wohl an ihrem tristen Dasein in naher Zukunft nichts ändern – zugänglich nur für ein paar Osterhasen und Weihnachtsmänner. **(mgr)**

Nächste Folge: Die Stadt über dem Fluss – Braucht Heidelberg einen Neckartunnel?

Heidelberger Notizen



Foto: hmi

„Fauler Pelz" schließt seine Tore – Das Gefängnis mitten in der Heidelberger Altstadt wird bald keine Häftlinge mehr beherbergen. 20 weibliche Insassen befinden sich momentan noch in den Zellen, die restlichen Häftlinge sind bereits nach Mannheim umgesiedelt worden. Die endgültige Räumung des Heidelberger Gefängnisses verzögert sich aber auf unbestimmte Zeit, da der Mannheimer Neubau, in den die Frauen verlegt werden sollen, noch nicht fertig ist. Der anvisierte neue Termin sei 2015. „Ein sehr ehrgeiziges Ziel", so ein Beamter der JVA Mannheim. Es bleibt abzuwarten, wann hinter den vergitterten Fenstern tatsächlich das Licht ausgeht. Trotzdem gibt es bereits Pläne für die Nachnutzung des historischen Gemäuers. Das Studierendenwerk bestätigte auf Nachfrage sein Interesse an den Räumlichkeiten. Der Plan ist, hinter den Mauern ein Studentenwohnheim zu schaffen. **(das)**

Flüchtlingsnotunterkünfte in Heidelberg wiedereröffnet – In den Heidelberger Konversionsflächen werden erneut befristete Notquartiere für Flüchtlinge bereitgestellt. Auf Bitte des Landes Baden-Württemberg hin beschloss der Gemeinderat der Stadt Heidelberg, die Unterkünfte im Winter zu öffnen, sollte wieder Unterbringungsbedarf bestehen. Zuletzt war Anfang September aufgrund einer Überbelastung der Landeserstaufnahmestelle in Karlsruhe ein Gebäude der Patton Barracks für 500 Flüchtlinge eingerichtet worden. **(chd)**

Achtung Kontrolle – Seit mehreren Wochen hat der alljährliche Kontrollmarathon der Heidelberger Polizei begonnen. Ohne Fahrradlicht erwischt zu werden, kostet nicht nur zwanzig Euro, sondern bringt sogar kurzfristig einen Platten. Um Wiederholungstäter zu reduzieren, lassen die Beamten nämlich die Luft aus den Reifen. Verkehrssünder sollten donnerstags die Brennpunkte Brückenstraße, Plöck und Hauptbahnhof meiden. **(aig)**

Wohin mit dem Konferenzzentrum?

Neue Formen der Bürgerbeteiligung und eine transparente Entscheidungsfindung sollen die Standortsuche zum Erfolg führen

Große Bauprojekte standen in Heidelberg jüngst unter keinem guten Stern. Grandios gescheitert sind zuletzt die Pläne der „Stadt an den Fluss", oder die geplante Stadthallenerweiterung im Jahr 2010. Letztere war sogar Gegenstand eines Bürgerentscheids. Nicht zuletzt in diesem Zusammenhang haben die Heidelberger gezeigt, dass sie mitreden und mitbestimmen wollen, wie und wo gebaut wird. Daher will die Stadt beim geplanten Konferenzzentrum nun alles besser machen. Dafür sorgen soll die Einbeziehung der Bürger in die Standortsuche. Im „Koordinationsbeirat Neues Konferenzzentrum" sollen Vertreter der Stadtverwaltung, der Bürgerschaft und aus Wirtschaft und Wissenschaft den Findungsprozess begleiten. Auf einer Website, im Bürgerbüro bei der Heidelberg Marketing GmbH, sowie auf der Tour eines Beteiligungsmobils in den Stadtteilen, konnten die Bürger Standortvorschläge einreichen.

Das Thema Konferenzzentrum ist keine Neuerfindung aus der Ära von Oberbürgermeister Würzner: Schon im Jahr 2004 war eigentlich ein Standort gefunden und vom Gemeinderat beschlossen worden. Der private Investor welcher das Projekt dann umsetzten sollte sprang jedoch ab und das Projekt „Kongresszentrum" war vorerst erledigt. Kritische Stimmen aus der Bevölkerung hinterfragen auch jetzt wieder den finanziellen Aufwand und den grundsätzlichen Bedarf nach einem Konferenzzentrum über die Stadthalle hinaus. In einer Bedarfsanalyse wurde dieser jedoch in einer Studie der Beratungsgesellschaft CIMA und durch das Max-Weber-Institut für Soziologie der Universität eindeutig ermittelt. Ende 2013 bestätigte dann auch der Gemeinderat diese Analyse.

Finanziell profitieren sollen laut Studie der Handel, die Gastronomie und die Hotellerie. Aber vor allem möchte Heidelberg sein Image der Wissenschaftsstadt weiter ausbauen. Zudem bietet sich bei einer gelungenen Integration in den Kontext bestehender Architektur durchaus eine besondere Chance für die weitere Stadtentwicklung. Bisher eher unvorteilhaft oder schlecht genutzte Areale könnten so aufgewertet werden.

Eine Messestadt wie Frankfurt wird Heidelberg nicht werden, aber gerade aus dem Wissenschaftsbereich ist der Bedarf gegeben. Denn bisher wandern regelmäßig lukrative Tagungen und Kongresse wegen fehlender geeigneter Räumlichkeiten in andere Städte mit besseren Rahmenbedingungen ab. Andererseits gibt es offensichtlich, trotz fehlendem Konferenzzentrum, bereits jetzt eine enorme Vielfalt von Tagungen, Konferenzen und Kongressen in Heidelberg.

In der nächsten Planungs- und Beteiligungsphase können die eingebrachten 86 Vorschläge bis 22. Dezember online diskutiert und kommentiert werden. Ende Januar 2015 wird es dann eine öffentliche Bilanzveranstaltung mit weiterer Diskussion geben. Die Dokumentation und eine Beschlussempfehlung der Verwaltung werden schließlich dem Gemeinderat vorgelegt, der auf dieser Basis dann eine Entscheidung zum zukünftigen Standort fällen wird. **(djk)**

Fünf mögliche Standorte für ein Konferenzzentrum

Alte Hauptpost/heute Rehamed: Standort direkt am Hauptbahnhof war schon 2004 beschlossen. Es besteht die Möglichkeit, in Verbindung mit Hauptbahnhof und Print Media Adacdemy eine Portalfunktion zu schaffen.

Gelände Heidelberger Druckmaschinen – Kurfürstenanlage: Lage und Funktionalität ähnlich wie beim alten Hauptpost-Areal.

Römerbad Neuenheim (Ecke Ernst-Walz-Brücke): Schlossblick und Neckarlage sind hier gegeben. Verkehrssituation und der Verlust von Grünflächen aber starke Kritikpunkte.

Schwimmendes Konferenzzentrum: Auch der Neckar wird von den Überlegungen nicht ausgenommen. Es wird wohl aus praktischen Gründen bei Vorschlägen bleiben.

Am Karlstor, mit Seilbahn über den Neckar: Der Vorschlag, den Karlstorbahnhof in eine an den Berg gebaute, überwölbende Architektur zu integrieren. Zusätzlich soll eine Seilbahn über den Neckar gebaut werden.





Foto: jas

„Ich weiß, dass ich nichts weiß!“ Doch was genau wissen wir nicht? Wir fragen Heidelberger Wissenschaftler nach den großen, ungelösten Problemen der Wissenschaft. Teil I der neuen Serie

Professor Dirk Hagemann - Differentielle Psychologie

Bei Intelligenztestleistungen ist bekannt, dass sich diese von Generation zu Generation in den westlichen Industrieländern verbessern. Im Schnitt werden die Ergebnisse eines Tests alle zehn Jahre um etwa fünf Punkte


Foto: jas

besser. Dieses Phänomen, genannt Flynneffekt, wird seit den Zwanziger Jahren beobachtet und setzt sich in allen beobachteten Ländern mit Ausnahme Skandinaviens fort. Dieser Effekt ist aus mehreren Gründen rätselhaft. Wenn Sie beispielsweise rückwärts rechnen und wir heute einen Durchschnitts-IQ von 100 annehmen, so würde das bedeuten, vor 100 Jahren hätten die Menschen einen Durchschnitts-IQ von 50 gehabt. Damit hätte niemand die Schule oder ein

Wir schneiden bei IQ-Tests immer besser ab. Werden wir intelligenter?

Studium abschließen können. Eine praktische Konsequenz ist, dass wir unsere Intelligenztests alle zehn Jahre kostspielig neu normieren müssen. Denn sonst würden wir immer höhere und höhere Ergebnisse als Testwerte bekommen, man müsste fast sagen, unabhängig vom tatsächlichen Leistungsvermögen. Auch die Ursachen dieses Effekts sind rätselhaft. Als Erklärung werden gerne Umweltfaktoren im Sinne einer verbesserten Lernumgebung herangezogen. Im Widerspruch dazu steht, dass der Anstieg sich vor allem in der fluiden Intelligenz zeigt. Als fluide Intelligenz bezeichnet man nach dem Psychologen Raymond Cattell die Grundausstattung an Intelligenz, die nicht durch Bildung und Lernerfahrung verändert wird. Genauso wenig kann die verbesserte Ernährungssituation den Flynneffekt erklären. Denn der Effekt tritt in afrikanischen Ländern auf, in denen sich die Ernährungssituation nicht verändert hat. Außerdem hielt er in Europa vor, während und nach dem ersten Weltkrieg an, als die Ernährungssituation katastrophal war. Auch genetische Faktoren ändern sich nicht schnell genug, um pro Generation einen so großen Zuwachs zu verursachen. eine Erklärung ist demnach konsistent mit den empirischen Daten.


Foto: privat

(jas)

Professor Michael Hausmann - Astrobiologie & Biophysik

Die Entschlüsselung der DNA-Sequenz (des sogenannten genetischen Codes) des menschlichen Genoms zeigte, dass der Mensch „nur“ ca. 20.000 bis 25.000 Gene besitzt, die in ca. 10 bis 15 Prozent der DNA-


Foto: privat

Sequenz stecken. Diese Gene sind bei allen Menschen normalerweise gleich. Eines der großen Rätsel der Wissenschaft ist daher die Frage nach der Bedeutung der restlichen 85 bis 90 Prozent. Lange Zeit hielt man dies für Müll der Evolution, da diese nichtgenkodierenden Sequenzen mit der Komplexität des Lebens zugenommen haben, womit wir bei Fragen der Lebensentwicklung in der Astrobiologie wären. Wo ist jedoch die Individualität im Genom versteckt, d.h. wo steht, dass wir unseren Eltern oder Großeltern ähnlich sehen? Und warum wird dieser „Müll“ von der Zelle so intensiv gepflegt und erhalten? Mehr noch, es gibt Krankheiten, die dadurch entstehen, dass sich wenige Sequenzen in diesem Teil des Genoms verändern. Man vermutet, dass dies die räumliche Struktur im Genom so verändert, dass das Funktionieren von Genen beeinflusst wird. So scheint - und damit kommen wir zur Biophysik - diese „dunkle“ Materie des Lebens entscheidend die 3D-Struktur und Organisation von

Warum sehen wir aus wie Oma und Opa? Steckt diese Information in unserem genetischen „Müll“?

Genomen zu bestimmen. Es scheint also in der DNA-Sequenz die Information der 3D-Architektur zu stecken, die das Leben neben epigenetischen Mechanismen zur Kodierung von Information und Funktionen nutzt. Mit einer Vielzahl moderener Techniken und theoretischen Modellen versucht die Biophysik die Architektur des Genoms und die Geheimnisse der nicht-kodierenden Sequenzen zu erfoschen.

Dr. Hendrick Kasten - Mathematik

Die Riemann’sche Vermutung: In Analogie zu den 23 Jahrhunderproblemen, die David Hilbert im Jahr 1900 vorstellte, lobte im Jahr 2000 das Clay Mathematics Institute für die Lösung von je einem von sieben so genannten Milleniumproblemen ein Preisgeld von einer Million US-Dollar aus. Das einzige Problem, das in beiden Listen auftaucht, ist die zuerst 1859 von Bernhard Riemann formulierte Riemann’sche Vermutung, die eine Aussage über die Nullstellenverteilung der Riemann’schen Zetafunktion macht. Letztere ist auf der rechten Halbebene der komplexen Zahlen mit Realteil größer 1 definiert durch die unendliche Reihe

Die Nullstellen der Riemannschen Zetafunktion sind ein altes Problem

$$\zeta(s) = \sum_{n=1}^{\infty} \frac{1}{n^s}$$

und lässt sich mit Ausnahme einer Polstelle bei s = 1 analytisch auf ganz C fortsetzen. Hierbei lassen sich die Funktionswerte für Realteil kleiner 0 über eine Funktionalgleichung aus denen für Realteil größer 1 bestimmen, so dass das Verhalten der Zetafunktion außerhalb des kritischen Streifens $0 \leq \mathrm{Re}(s) \leq 1$ gut bekannt ist. Die Riemann’sche Vermutung besagt nun, dass alle Nullstellen innerhalb des kritischen Streifens Realteil 1 haben. Ein Beweis der Riemann’schen Vermutung hätte enorme Auswirkungen auf die Mathematik, und hier zuvorderst auf die Zahlentheorie, in der unzählige Arbeiten ihre Richtigkeit voraussetzen. Recht direkt folgt aus der Riemann’sche Vermutung etwa die bestmögliche Fehlerabschätzung für den Primzahlsatz, so dass sich die Anzahl der Primzahlen mit einer festgelegten Anzahl von Stellen besser abschätzen lässt. Dies wiederum ermöglicht eine bessere Abschätzung für die Sicherheit von Verschlüsselungsalgorithmen, die als Schlüssel Primzahlen einer gegebenen Größe benutzen. Die große Mehrheit der Mathematiker innen glaubt heute an die Richtigkeit der Riemann’schen Vermutung, für die es mittlerweile auch überzeugende Indizien gibt. So weiß man seit dem Jahr 2004, dass die ersten zehn Billionen Nullstellen (von der reellen Achse aus gerechnet) allesamt Realteil 1 aufweisen. Wie ein erfolgreicher Beweis ansetzen muss, ist jedoch immer noch unklar: Es ist beispielsweise bis heute nicht gelungen die Existenz eines $0 < \varepsilon < 1$ zu zeigen, für dass alle Nullstellen innerhalb des kritischen Streifens $\varepsilon < \mathrm{Re}(s) < 1 - \varepsilon$ erfüllen.

Dr. Stefanie Höhl - Neurowissenschaft

Ein großes Rätsel in den Neurowissenschaften ist der „Code“, in dem Nervenzellen miteinander kommunizieren und Informationen speichern. Wir wissen auf zellulärer Ebene gut, wie Nervenzellen funktionieren und


Foto: privat

miteinander verschaltet sind. Wir wissen auch, dass Verknüpfungen zwischen gleichzeitig aktiven Ner-

Wie werden Informationen in Nervenzellen verarbeitet?

venzellen verstärkt werden und dass dies die neuronale Basis des Lernens darstellt. Allerdings haben wir bis heute keine Möglichkeit, aus der Aktivität von Nervenzellen oder Gehirnarealen abzulesen, woran genau eine Person gerade denkt oder woran sie sich erinnert. Wenn wir wüssten, wo welche Informationen im Gehirn gespeichert sind, könnten wir potenziell gezielt Inhalte abrufen, die Erinnerungsleistung unterstützen oder traumatische Erfahrungen löschen. Natürlich würde das wiederum ethische Fragen aufwerfen.


Foto: Wiki Commons

Professor Karlheinz Meier - Neurowissenschaft & Informatik

Das Gehirn ist ein Universum aus etwa 100 Milliarden Zellen und zehntausend mal mehr synaptischen Verbindungen. Es verarbeitet Information mit einer Leistungsaufnahme


Foto: privat

von nur 30 Watt und benötigt dazu keine vorgefertigten Algorithmen sondern organisiert sich selbst durch stetige Wechselwirkung mit der Umgebung. Ein fundamentales Verständnis der Informationsverarbeitung im Gehirn und eine Übertragung ihrer Prinzipien auf synthetische Systeme gehört zweifelsohne zu den zentralen wissenschaftlichen Herausforderungen des 21. Jahrhunderts.

Ähnlich wie beim richtigen Universum erfordert ein experimentel-

Ein Computer, so gut wie ein Gehirn?

ler Zugang technisch aufwendige Methoden wie abbildende Verfahren oder Computersimulationen. Unsere Heidelberger Gruppe verfolgt einen neuen Weg, indem sie physikalische Modelle neuronaler Schaltkreise als mikroelektronische Systeme realisiert. Solche so genannten neuromorphen Systeme sind fundamental verschieden von traditionellen Computern, die nach dem Prinzip der Turing-Maschine funktionieren.

Wie das biologische Vorbild weisen sie hohe Energieeffizienz, die Fähigkeit zur Selbstorganisation und Fehlertoleranz auf. Besonders spannend ist die Möglichkeit, den Lauf der Zeit verglichen zu unserer biologischen Echtzeit um einen Faktor von 1000 bis 10000 zu komprimieren. Lernprozesse, die in der Natur Tage dauern und auf Supercomputern praktisch nicht simuliert werden können, finden auf neuromorphen Computern in Sekunden statt.

Ziel der Forschung ist ein fundamentales Verständnis der Informationsverarbeitung im Gehirn sowie der Bau von neuartigen Computern.

Kunst ist Ansichtssache

Ein wissenschaftlicher Kongress von Studenten ehrenamtlich organisiert? Die Kunststudenten Heidelbergs bewiesen, dass es funktioniert

Von Maren Kaps



Fotos: jop

Zum Einstieg fand ein Austausch verschiedener Kunsthistoriker über das Thema „Ansichten auf die Kunst“ statt

Vom 27. November bis zum 29. November 2014 fand am Heidelberger Institut für Europäische Kunstgeschichte der 87. Kunsthistorische Studierendenkongress (KSK) statt. Der Kongress vertritt alle Kunsthistoriker im deutschsprachigen Raum und tagt einmal im Semester.

In Heidelberg nahmen rund 220 Bachelor-, Master- und Magisterstudierende sowie Doktoranden an Vorträgen, Workshops und Führungen unter der Leitschrift „Ansichtssache“ teil. Für die Organisation und Planung der Tage war ein 25-köpfige Organisationsteam zuständig. Zudem wurde der Kongress durch den SprecherInnenrat unterstützt. Dieser wurde 2013 ins Leben gerufen, damit der Kongress auch außerhalb der Kongresstage handlungsfähig ist. Durch den KSK sollen verschiedene Ziele vereint werden: Die Vermittlung forschungsrelevanter Inhalte mit dem Austausch und der Vernetzung der Studierenden in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Zudem ist es eine Chance für Vortragende und Zuhörer, ihre Kompetenzen in Diskussion und Rede zu erweitern.

Nach der feierlichen Eröffnung, die wegen des großen Andrangs an Teilnehmern in die Neue Aula verlegt wurde, organisierte das Team zum Auftakt des Kongresses eine Podiumsdiskussion. Es war vorgesehen, dass sich Hans Belting von der Staatlichen Hochschule Karlsruhe, Swantje Karich von der *FAZ*, Franziska Koch und Marcus Müller von der Universität Heidelberg über die verschiedenen Herangehensweisen an Kunst und Kunstgeschichte austauschen. Jedoch sagten drei der angekündigten Redner kurzfristig ab und schickten einen Ersatz, der sehr unvorbereitet wirkte. Wie angekündigt stellten sie ihre, im Beruf anzuwendende Sicht auf die Kunst dar. Leider folgte daraufhin ein eher mühsames Gespräch ohne wirkliche Interaktion der Redner, das nur durch die Moderatorin am Leben gehalten wurde.



Das Organisationsteam aus dem Heidelberger Institut für Europäische Kunstgeschichte

Im Gegensatz dazu bewies das Organisationsteam ein ausgezeichnetes Gespür bei der Auswahl der Referenten und der angebotenen Workshops. Sie fanden die perfekte Waage zwischen Mittelalter-, Neuzeit- und Gegenwartskunst, aber auch zwischen klassischen Themenvorträgen und innovativen Gedanken. In verschiedenen Themenblöcken, die einzelne Aspekte der Kunstbetrachtung thematisierten, wurde ein Bogen von Grünewald über Elfenbeinkämme aus St. Alban bis hin zu Hans Haackes Kondensationswürfel auf hohem Niveau geschlagen. Die Workshops boten nicht nur Einblicke in das künstlerische Schaffen und die Präsentation der Werke, sondern auch in aktuelle Themen wie Inszenierungen beliebter US-Serienhits und dem #museumselfie.

Bei diesem Workshop wurde analysiert, dass das Selfie keine neumodische Erscheinung der heutigen Jugend ist, sondern dass die Selbstdarstellung in Bildern durch die Spiegelung in Glasflächen schon in der Spätgotik populär war. Diese Erkenntnis zeigt uns, dass die Selbstdarstellung in unserer Kultur schon lange vorhanden ist und wir beobachten sollten, wie die Technik sie verändert.

Insgesamt wurden an diesem Wochenende viele Punkte angesprochen, die uns zeigen, wie wir die Bildwissenschaft heute einsetzen können. Somit wäre es sehr spannend gewesen, auch fachfremde Teilnehmer beim KSK anzutreffen. Doch die Kunsthistoriker blieben unter sich. Höhepunkt des Wochenendes war die Vollversammlung des KSK und der anschließende Besuch der Ausstellung „Netzreflexion/Selbstkonstruktion“ des Heidelberger Vereins „Art van Demon“.

Die Vollversammlung dient dazu Meinungen und Erfahrungen verschiedener Institute zusammenzutragen, über aktuelle Probleme zu diskutieren, die Satzung zu festigen und den übernächsten Tagungsort zu wählen. Am Abend besuchten die KSK Teilnehmer das Derzenat 16, Kreativ- und Kulturwirtschatszentrum Heidelbergs. Die Ausstellung dort wurde von Art van Demon kuratiert.

Art van Demon ist ein gemeinnütziger Verein, der 2007 in Heidelberg von Studierenden der Kunstgeschichte gegründet wurde. Sein Anspruch ist, Kunstprojekte zu realisieren und universitäre Theorie mit kuratorischer Praxis zu verbinden. Mit der Ausstellung „Netzreflexion/Selbstkonstruktion“ ist das gut gelungen. Gezeigt wurden Fotografien, Bilder, Collagen, Skulpturen, Audio- , Video- und Materialinstallationen. In ihren Werken beschäftigen sich alle Künstler mit der „Auseinandersetzung mit Medienkunst und ihrer Integration in den Alltag im 21. Jahrhundert. Das Internet als Gegenstand dieses Diskurses gewinnt dabei zunehmend an Bedeutung. Im Vordergrund stehen die damit neu aufgeworfenen Fragen nach Identitätsbildung, Selbstdarstellung, sowie Eigen- und Fremdwahrnehmung in der virtuellen Realität. Themenkomplexe wie Öffentlichkeit – Privatsphäre, Realität – Fiktion und Individuum – Gemeinschaft gilt es zu reflektieren und in ihren Bedeutungen neu zu definieren“, beschreibt Art van Demon.

Der große Andrang zeigte, dass nicht nur Kunsthistoriker sich von diesem Thema angesprochen fühlen. Die Ausstellung erstreckte sich über drei Ebenen hinweg, bei denen der Raum im obersten Geschoss den thematischen Höhepunkt bildete. Hier bot sich auch die Möglichkeit, mit den Künstlern, wie Marie Goetze oder Iris Weigel, über ihre Gedanken und Ideen zur virtuellen Welt zu sprechen. Der Besuch im Dezernat 16 passte perfekt in das Programm des KSK und zeigte die gegenseitige Unterstützung gemeinnütziger Organisationen.

Unterstützt wird der Kongress jedes Semester von einem Trägerverein, dabei wird allerdings die Autonomie der studentischen Organisationsform des KSK nicht in Frage gestellt. Dass Studierende einen ernstzunehmenden wissenschaftlichen Kongress organisieren können, bewies der Heidelberger KSK. Schade ist, dass es trotzdem den Anschein macht, dass der Kongress noch kein Ansehen in der Fachwelt gewonnen hat und die Veranstalter um Anerkennung kämpfen. Vielleicht könnte diese Hürde gemeistert werden, wenn dem Kongress mehr finanzielle Mittel zur Verfügung stehen würden. Damit könnten zum Beispiel Diskussionsteilnehmer oder Referenten wenigstens ein geringes Honorar erhalten und der KSK könnte einen festen Platz in der Wissenschaft einnehmen. Dieses Jahr wurde die Finanzierung fast ausschließlich durch die Qualitätssicherungsmittel geleistet. Die Verwendung der Mittel sorgt derzeit für viel Gesprächsstoff, weshalb sich auch der KSK dieser Problematik annimmt. Sollten landesweit den Geisteswissenschaften Gelder entzogen werden, kann der KSK sein bisheriges Konzept nicht weiter verfolgen.

Angebote des Hochschulteams

09.12. Arbeiten in Deutschland - für ausländische Absolventen
INF 306, Raum 19, 18:00 Uhr
09.12. Unternehmenspräsentation Bundesnachrichtendienst
Neue Universität, HS 05, 18:00 Uhr
16.12. Berufsfelder in der Waldorfschule
Neue Universität, HS 05, 18:00 Uhr
13.01. Die Bewerbungsmappe
Neue Universität, HS 05, 18:00 Uhr
20.01. Workshop Assessment Center Training
AA Heidelberg, Anmeldung per E-Mail!
10.12. und 14.01. Check der Bewerbungsunterlagen
- Anmeldung per E-Mail!

Agentur für Arbeit Heidelberg
Kaiserstraße 69/71, 69115 Heidelberg
E-Mail: Heidelberg.Hochschulteam@arbeitsagentur.de
www.arbeitsagentur.de

Bundesagentur für Arbeit
Agentur für Arbeit Heidelberg



Studienteilnehmer mit sozialen Ängsten gesucht!
Haben Sie Angst, sich in der Öffentlichkeit peinlich zu verhalten und von anderen abgelehnt oder kritisiert zu werden? Löst allein die Vorstellung, mit anderen in Kontakt zu treten, schon Angst bei Ihnen aus? Ein Forscherteam des Instituts für Medizinische Psychologie des Universitätsklinikums Heidelberg sucht im Rahmen einer Behandlungsstudie betroffene Menschen. Wir bieten eine kostenlose Psychotherapie und erwarten eine zuverlässige Mitarbeit an der Studie (v. a. Fragebogen ausfüllen). Weitere Informationen: (Internet) www.klinikum.uni-heidelberg.de/SOPHO-PT.html; (E-Mail) sopho.pt@med.uni-heidelberg.de; (Telefon) Nr. 06221-568143

Privatsphäre war gestern

„Big Data – Ende der Grundrechte?“ Eine Podiumsdiskussion im DAI mit Referenten aus Politik und Wirtschaft

Achtung: Bitte lesen Sie die folgenden Bedingungen aufmerksam durch, bevor sie dieses Computerprogramm nutzen. Mit der Verwendung des Programms erklären sie sich mit diesen Nutzungsbedingungen einverstanden. Was folgt ist ein 20 Seiten langer Text, bei dem in der Mitte der Satz folgt: „Es werden eventuell personenbezogene Daten von Ihnen erhoben.“ Hätten Sie bis zu dieser Stelle die allgemeinen Geschäftsbedingungen gelesen oder bereits nach zwei Sekunden auf „Ich habe die AGBs gelesen und stimme zu“ geklickt?

Falls Sie ersteres getan hätten, dann gehören Sie zu dem kleinen Kreis von Personen, die sich ernsthaft damit beschäftigen, was mit ihren Daten passiert. Der Großteil der Menschen tut es nicht. Bei der Podiumsdiskussion im DAI meldeten sich zu der Frage, wer denn die AGBs wirklich lesen würde, nur vier von knapp 60 Personen. „Sie haben teilweise einen zwar sehr direkten Zugang zur Informationstechnik, aber einen erschreckend geringen Kenntnisstand über das, was im Hintergrund abläuft“, sagt Peter Schaar, ehemaliger Bundesbeauftragter für Datenschutz und Informationsfreiheit.



Foto: Kippelboy [CC BY 3.0], via Wikimedia Commons

Wie weit geht das Datensammeln der Konzerne?

Daten werden auch zunehmend heimlich erhoben und für völlig andere Zwecke verwendet. Der sogenannte „Grundsatz der Zweckbindung“ wird bewusst umgangen. „Wenn ich Daten aus verschiedenen Quellen in eine Datenbank werfe und dann für einen ganz anderen Zweck miteinander in Verbindung setze, dann ist das nur mit Einwilligung des Betroffenen zulässig. Die wird aber häufig nicht eingeholt“, sagt Gerold Hübner, Chief Product Security Officer von SAP.

Um die eigene Privatsphäre und die eigenen Daten zu schützen, reicht es nicht aus die Kamera am Laptop abzukleben. Völlige Sicherheit gibt es nicht, aber man kann mit ein paar Klicks die Angriffsfläche für den Datenklau reduzieren. „Ein Internet-Browser ist umso sicherer, je besser er gewartet wird. Das heißt, wenn man seine Updates einspielt und ihn sicher konfiguriert“, meint Hübner. Beispielsweise kann man Cookies von Dritten und Werbeanbietern unterdrücken lassen. Cookies sammeln Daten über das Surfverhalten. Insbesondere die Werbebranche ist an diesen Daten sehr interessiert. Werbeunternehmen verwandeln diese Daten in Profile und verkaufen sie an die Wirtschaft. „Letztlich werden die Daten über mehrere Schritte konvertiert und zu Dollars und Euros gemacht und das macht dann sogenannte kostenlose Angebote möglich“, sagt Peter Schaar.

Damit erklärt sich, weshalb vieles im Internet kostenlos zugänglich ist. Man bezahlt nicht mit Geld, sondern mit Daten. Je mehr Daten, desto besser, denken sich heutzutage nicht nur Google und Co., sondern ganze Wirtschaftszweige. Die Erhebung und Verarbeitung von Daten ist die Währung der Zukunft. Generali, einer der größten europäischen Versicherungskonzerne, prüft mit dem sogenannten „Kreditscoring“ die Bonität seiner Kunden. Informationen über Wohnort, Beruf oder regelmäßiges Einkommen entscheiden über die Kreditwürdigkeit jedes Einzelnen. Das Unternehmen geht jetzt noch einen Schritt weiter. Es beschenkt seine Kunden mit Angeboten und Prämien, wenn sie sich nachweislich gesund verhalten. Generali macht das sicherlich nicht aus aufopfernder Nächstenliebe – gesunde Menschen sind für Versicherungen einfach rentabler. Eine App von Generali dokumentiert das Ernährungsverhalten, misst sportliche Aktivitäten oder zählt wie viele Schritte man gegangen ist. Umgekehrt bedeutet das, dass diejenigen, die ihre Privatsphäre wahren und daran nicht teilnehmen, drauf zahlen. Schließen „Scorewerte“ also irgendwann ganze Bevölkerungsgruppen aus? „Wenn man 10000 Schritte machen soll, um nachzuweisen, dass man sich gesund verhält, dann frage ich mich, wie das zum Beispiel ein Rollstuhlfahrer sieht“, sagt Peter Schaar. Es geht um die Frage, wer zu welchen Konditionen einen Kredit bekommt. Erhält der weite Strecken zurücklegende Briefträger bessere Konditionen als die sitzende Sekretärin, obwohl sie sich nichts zu Schulden kommen lassen und bisher jeden Kredit zurückgezahlt hat?

„Wir erleben jetzt gerade, dass diese Währung der Daten eine neue Dimension erreicht“, so Schaar. „Big Data“ kann jedoch auch von positivem Nutzen sein. Es lassen sich Staus vorhersagen und vermeiden oder Krankheiten können frühzeitig erkannt und behandelt werden. Die Bedrohung der Privatsphäre ist in Zeiten von „Big Data“ allerdings größer geworden. Deshalb wird der Schutz der Privatsphäre umso wichtiger. Eine Gesellschaft wird ihrer Grundrechte beraubt, wenn Unternehmen alles über uns wissen. **(nik)**

Weltmeister in Biologie

Studenten aus Heidelberg holen den Weltmeistertitel in synthetischer Biologie. Mit ihrem Projekt „Ring of Fire“ setzten sie sich gegen 245 Teams aus 32 Ländern durch

Den Weltmeistertitel im internationalen Studentenwettbewerb der synthetischen Biologie „international Genetically Engineered Machine“ oder kurz iGEM holten sich dieses Jahr Heidelberger Studenten mit ihrem Projekt „Ring of Fire“. Das zwölfköpfige Team unter der Leitung von Roland Eils und Barbara Di Ventura setzte sich gegen 245 Teams aus 32 Ländern und von renommierten Universitäten wie Stanford, Yale oder Oxford durch.

Die Heidelberger Studenten gewannen damit als erste Teilnehmer in der Geschichte von iGEM den Hauptpreis des Wettbewerbs zum zweiten Mal in Folge. Letztes Jahr gelang dieses Kunststück mit einem Projekt namens „Stein der Weisen“.

Aber um was geht es überhaupt beim iGEM Wettbewerb, der jährlich vom Massachusetts Institute of Technology (MIT) in Boston ausgerichtet wird? Nach Registrierung erhalten alle Teilnehmer „biobricks“, kleine molekulare Bausteine, mit denen sie den Sommer über in Laboren der eigenen Universität an einem Projekt arbeiten. Im Herbst fliegen alle Teams nach Boston um ihre Arbeit in Präsentationen, Poster-Sessions und einer Wiki-Beschreibung des Projektes vorzustellen. Seit 2011 gibt es kontinentale Vorentscheide, die allerdings dieses Jahr zum 10-jährigen iGEM-Jubiläum ausfielen. Alle Teams wurden direkt nach Boston eingeladen und die Bronze-, Silber- und Goldmedaillen in 20 Kategorien wurden umso härter umkämpft.

In Heidelberg fing es fast vor einem Jahr mit dem Bewerbungsprozess an. Ungefähr fünfzig potentielle Teilnehmer schickten Lebensläufe und Motivationsschreiben an die Betreuer. Nach zwei Bewerbungsgesprächen standen die zwölf Teilnehmer fest, die sehr interdisziplinär aufgestellt waren: Vom Programmieren bis zur molekularen Biologie waren Experten auf jedem Gebiet dabei.



Foto: iGEM Team

Das glückliche Siegerteam des diesjährigen international Genetically Engineered Machine Wettbewerb – iGEM wieder zurück in Heidelberg

Die ersten Monate gingen dann mit der Themensuche verloren. „Wir waren echt verzweifelt“, meint Carolin Schmelas, die Neurowissenschaften und Psychologie studiert, „und dann wurde das Schlagwort zirkuläre Proteine in die Runde geworfen.“ Die nächsten drei Monate vergingen mit intensiver Laborarbeit. In den Sommerferien brachten sogar einige Teamteilnehmer ihre Matratzen mit ins Labor. Am Ende stand ein Projekt, das sich sehen ließ. Proteine besitzen normalerweise zwei Enden und sind sehr wärme- und säureempfindlich.

Dem Team war es gelungen eine Methode zu optimieren, welche diese zwei Enden verbindet und somit Proteine hitze- und säurestabiler macht. Besonders für industrielle Anwendungen wie zum Beispiel Enzyme in der Lebensmitteltechnologie, wäre zukünftig eine solche Herangehensweise interessant.

Um den „Ring of Fire“ zu schließen wurde ein Protein namens Intein benutzt. Eine Software, die die Möglichkeit, mit dieser Methode verschiedenste Proteine zu zirkularisieren berechnet, sowie eine Intein Toolbox wurden erarbeitet. Darüber hinaus organisierte das Team einen Themenabend zur synthetischen Biologie und ein Laborkurs für Schüler, da zu den Medaillenkriterien auch Projekte in anderen Bereichen wie zum Beispiel „Human Practice“ gehören.

Was allerdings motiviert Studenten ihre Ferien von frühmorgens bis spätabends im Labor zu verbringen? „Ich wollte richtige Wissenschaft machen. iGEM und Studium sind zwei verschiedene Welten“, meint Max Waldhauer, der im 5. Semester molekulare Biotechnologie studiert.

Die Organisation eines größeren Projektes von Anfang bis Ende inklusive Materialbeschaffung und Zeitmanagment, sowie Teamarbeit sind alles Fähigkeiten, die im Studium oft vernachlässigt werden, aber immens wichtig für das spätere Leben als Wissenschaftler sind. Mit dem fertigen Projekt ging es dann zu der 5-tägigen Versammlung in Boston. „Wir standen schon unter Druck“, erinnert sich Carolin.

Verständlich beim Blick auf den Erfolg des letztjährigen Siegerteams und der knappen Zeit für so ein großes Projekt. „In Boston haben wir gemerkt, dass es gut läuft, aber bis zum Schluss haben wir nicht gedacht, dass wir gewinnen. Es war eine echte Überraschung.“ Die monatelange intensive Arbeit hat Früchte getragen und das Heidelberger Team gewann nicht nur den Hauptpreis, sondern räumte auch die Preise für den besten technologischen Fortschritt, die beste Software und den Publikumsfavoriten ab. **(mow)**

Von der Uni ans Theater

Vom 17. bis zum 21. November öffente das Theater Heidelberg seine Vorhänge und Hintertüren für Studenten.

Der theatercampus im Überblick



Fotos: Annemone Taake, Theater Heidelberg

Beim theatercampus konnten Studenten hinter die Kulissen von Oper („La Traviata“, oben), Schauspiel („Die Radikalisierung Bradley Mannings“, mitte) und Tanz (Studentin beim Tanztraining, unten) blicken



Konzept

Der Hörsaal als Bühne? Vorstellbar, doch kaum wünschenswert. Das Theater als Lehrveranstaltung? Auch mit Vorsicht zu genießen.

So horcht man auf, kündigt das Theater eine Fusion mit dem Campus an, die es unter dem Etikett „theatercampus“ führt. Die Veranstaltungsformate waren breit gefächert: Neben Probenbesuchen, Workshops und Diskussionen zu laufenden Stücken konnten die Teilnehmer auch ausgewählten Berufsposten, wie dem Operninspizienten oder der Bühnenbildnerin, über die Schultern gucken.

Besonders bei Gesprächsrunden und Stammtischen ließ das Theater seine Hüllen fallen und brach die Distanz, die sonst Publikums- und Bühnenwelt so beflissentlich trennt. „Theater ist kein closed shop, wo man seine Kunst hinter verschlossenen Türen macht“, betont Holger Schultze, Intendant des Heidelberger Theaters. Gemeinsam mit Katharina Simmert, die mit der Festivalorganisation betraut war, erdachte er das Konzept und präsentierte den theatercampus nun zum zweiten Mal. Ihr Anliegen: Studenten in Kontakt mit Theater zu bringen; zu ertasten, was junge Menschen eigentlich wollen und über dieses Bühnentreiben denken. Überhaupt wolle man Kooperationen mit der Universität verstärken, schließlich ist sich der Intendant sicher: Theater interessiert und bleibt relevant. Wieso Heidelberger Theatersäle dann nicht studentengeflutet sind, erkläre sich aus einem recht banalen Kontinuitätsproblem: Die wenigsten Studenten blieben längerfristig in der Stadt, und gerade an den Wochenenden, wenn das Vorstellungsangebot steige, sei die Stadt studentenarm.

Ob der theatercampus Abhilfe schafft, bleibt abzuwarten. Die Teilnehmer jedenfalls sind überwiegend begeistert und besonders bei den anmeldepflichtigen Formaten zahlreich: Zu verschiedenen Backstage-Veranstaltungen versammeln sich insgesamt 100 Studenten hinter karmesinroten Vorhängen und an der gemeinsamen Probe von Universitäts- und Theaterorchester sind viele studentische Musiker beteiligt. Nur die offenen Veranstaltungen finden wenig Zulauf und auch das triumphale Finale – die „Night of the Profs“ – wird eher verhalten frequentiert.

Selbst wenn die Umsetzung des Konzepts noch an manchen Ecken unter Schönheitsfehlern, wie teils mäßiger Betreuung der Teilnehmer oder ungeschickt besetztem Podium, leidet, so erweist es sich als vielfältig und anregend. Vor allem zeigt sich aber, dass Theater und Studenten gut zusammenpassen. Sie müssen einander nur regelmäßiger finden. **(chd, hmi)**

Tanz

Es ist ein skurriles Bild: 14 Beine, die sich in exakt gleichem Winkel in die Höhe spreizen. Es fällt nicht auf, dass eines davon das nicht jeden Tag tut, es sich bei seiner Vorderwade abgeschaut hat. Es gehört Immanuel Schah, den der theatercampus an einem Novembervormittag zum Tanztraining der Dance Company Nanine Linning lotste.

Jetzt steht der PH-Student an einer Ballettstange, seinen Blick auf das Kreuz des Tänzers vor ihm geheftet und ist sichtlich bemüht. Mit 14 Jahren habe er sich an Breakdancing versucht, gewappnet hat ihn das kaum für 90 Minuten, in denen die Tanztrainerin die Kompanie mit immer neuen Bewegungsabläufen zur immer gleichen Klavierbegleitung versorgt. Sie spricht vor, alle übrigen sprechen nach.

Ob es ihm gefallen habe: Schon. Immerhin sind die Bewegungen faszinierend, und die Nähe zu Menschen, die acht Stunden am Tag anatomische Gesetzmäßigkeiten herausfordern, beeindruckend. Das Training endet für den Studenten um zwölf Uhr. Im Anschluss haben weitere Zuschauer die Möglichkeit, der Probe zu Nanine Linnings neuer Produktion „Hieronymus B.“ beizuwohnen. Dieses Mal von Bierbänken vor der Tanzfläche aus.

Bei der Tanzvisite verbinden die Organisatoren theoretische und praktische Aspekte der Aufführung. Peter Schmidt vom Institut für Europäische Kunstgeschichte führt in das Werk des Malers Bosch ein. Ausgehend von der Biografie beschreibt er die Rezeption seiner Kunst „der Monstrositäten, des Höllischen und Ungewöhnlichen“. Anhand der Bilder zeigt er auf, wie Bosch die Menschheitsgeschichte vom Paradies bis zum Jüngsten Gericht und der Hölle darstellt. Ergänzt wird der Vortrag durch den Beitrag des Tanzdramaturgen Phillip Koban, der Requisiten und Kostüme vorführt und die Interpretation des Werks im zeitgenössischen Tanz erläutert. Dadurch erkennen die Zuschauer nicht nur die Fotokopien der Werke Boschs an den Studiowänden wieder, sondern können auch die Choreografie als Interpretation der sieben Todsünden deuten.

Tanztraining und -visite lenken also den Blick nicht nur hinter die Kulissen, sondern lassen ihn auch weit hinter die erste Aufführung zurückgehen. Selten sonst dürfte sich die Gelegennheit ergeben, Tanz im Entstehungsprozess zu sehen und Tänzer beim lauten Atmen zu hören. **(hmi, jas)**



Oper

Unkonventionell und hochdramatisch verführt Violetta, Protagonistin in Giuseppe Verdis „La Traviata“, seit jeher das Opernpublikum. Die amüsierfreudige Kurtisane gibt sich der Liebe zu dem charmanten aber mittellosen Alfredo hin. Doch Geldmangel, Violettas gesellschaftliche Unwürdigkeit sowie ihre tödliche Krankheit erschüttern die aufkeimende Harmonie der jungen Liebe. Nun bringt Regisseurin Eva-Maria Höckmayr die skandalumwobene Konkubine auf die Heidelberger Bühne.

Die szenischen Aufarbeitung des Opernklassikers hinterlässt den Zuschauer jedoch in Verwirrung. Höckmayr greift tief in die Trickkiste der bewährten Regiemittel, reißt viele Gedanken an und verstrickt diese ineinander. So steigt die Inszenierung bereits mit dem dramaturgischen Ende des Stücks, dem Tod Violettas und Applaus eines Bühnenpublikums, ein. Diese Metaebene wird durch eine weitere gebrochen, als eine zweite Violetta-Figur, die erkennbar einem späteren Erzählzeitpunkt zuzuordnen ist, auftritt. Durch jene immer wiederkehrende zeitgleiche Abbildung der Leitfiguren in einer parallelen Dimension eröffnet sich die Gedanken- und Seelenwelt des stets auf der Bühne anwesenden Alfredo.

Auch wenn die Bilder, die Höckmayr findet, grundsätzlich erfreulich klar und schlicht angelegt sind, schlägt der exzessive Einsatz von Hebebühne und Spiegelwänden Bruch um Bruch. Statt damit instabile Beziehungsgeflechte oder das komplexe Innenleben der Protagonisten zu unterstreichen, erschwert dieser ständige Motivwechsel die Konzentration auf den Handlungsstrang.

Optisch entspricht die Besetzung dem Idealbild – Irina Simmes als reizende, schlanke Violetta, Jesus Garcia als attraktiver, südländischer Alfredo. Und auch Kostümierung und Bühnenbild sind zeitgemäß und ansprechend. Die Farbensymbolik lässt Violetta zwischen verführerisch rot gekleideter Gesellschaftsdame und entblößtem, reinem Mädchen im weißen Unterkleid erscheinen. Das setzt zumindest eine Leitlinie, der der Zuschauer problemlos folgen kann.

Gesanglich bleibt der Abend jedoch allenfalls solide. Zwar werden auch anspruchsvolle Koloraturen selbst im Sitzen, Liegen oder Laufen sauber bewältigt, doch fehlen musikalische Wagnis, stimmliche Farbenvielfalt und Eigenart. Die außergewöhnliche Musik, die zwischen perlend leicht und erschütternd dramatisch schwingt, kann sich so nur bedingt entfalten.

Nichtsdestoweniger wird die Darbietung vom Publikum mit großem Applaus belohnt. **(chd)**

Schauspiel

„Die Radikalisierung Bradley Mannings“ ist ein rund 70-minütiges Stück des britischen Dramatikers Tim Price über die Lebensgeschichte eines der bekanntesten Whistleblower dieser Tage. Bradley Manning heißt heute nach erfolgter Namensänderung Chelsea Manning und ist unter anderem wegen Diebstahls und Spionage im Militärgefängnis von Fort Leavenworth im US-Bundesstaat Kansas inhaftiert.

In seinem Theaterstück bringt Price ausgewählte Lebenssituationen der ehemaligen Soldatin auf die Bühne, die für die folgenreiche Entscheidung Mannings maßgeblich waren, diverse vertrauliche Dokumente des US-Militärs an WikiLeaks weiterzugeben. Price legt den Fokus hierbei bewusst auf diejenigen Augenblicke, die prägend für Mannings Persönlichkeitsentwicklung waren. Dabei wird die Lebensgeschichte nicht linear erzählt. Zudem wird Manning von verschiedenen Darstellern und Darstellerinnen verkörpert. So ist letztlich jeder mal Manning, denn jeder kann zu einer Manning werden. Aber auch ansonsten ist die Inszenierung von Caro Thum keineswegs etwas Alltägliches: Zum Ende wird ein von WikiLeaks veröffentlichtes Video, auf dem US-Soldaten unbewaffnete Zivilisten aus einem Hubschrauber heraus töten, auf eine Leinwand projiziert. Dieser im Skript nicht vorgesehene Einspieler stellt eine mutige Entscheidung Thums dar. Er begründet neben der persönlichen Dimension eine politische – und es gelingt Thum vorzüglich, beide Ebenen eindrucksvoll zu verbinden. Der Schlussszene kommt allerdings wieder ein Auftritt Mannings zu, der nunmehr in Militärhaft sitzt und trotz der Folter durch Dauerbefragung das erste Mal einigermaßen zufrieden erscheint. Die Inszenierung schließt den Kreis zu dem Titel des Stücks, und der Zuschauer fühlt sich an die Worte Mannings erinnert, mit denen sie ihr Strafurteil kommentierte: „Ich bewege mich vorwärts, ich werde mich davon erholen“.

Das Theater Heidelberg zeigt als erstes Schauspielhaus Deutschlands ein Dokument der Zeitgeschichte, das die persönlichen Aspekte rund um die Veröffentlichungen von WikiLeaks zutage bringt. Anders als Julian Assange ist Chelsea Manning nämlich kein „Popstar“. „Die Radikalisierung Bradley Mannings“ füllt daher eine wichtige Lücke in der zeitgeschichtlichen Rezeption dieses Themas, in Heidelberg durch Caro Thum brillant in Szene gesetzt. **(mkr)**

Sprechen über den Tod

... mit Jürgen Bretzinger, Drehbuchautor und Regisseur (unter anderem von „Tatort“)

Wie oft haben Sie bereits (fiktiv) gemordet?

Auf mein filmisches Konto gehen 71 Leichen. Neben Tatort und Polizeiruf habe ich auch viele Krimiserien gedreht – da läppert sich was zusammen. Und in meiner letzten Komödie habe ich einen Hochstapler einbetonieren lassen. Das war Nummer 71.

Fällt es Ihnen manchmal schwer, Charaktere sterben zu lassen?

Bei den Krimis nicht – da ist dies meist Grundlage der Handlung. Aber einmal musste ich eine nette, unschuldige Oma fies ermorden lassen. Das hat keinen Spaß gemacht – zumal die Schauspielerin wie die Zwillingsschwester meiner realen Oma aussah.

Die Kommissare finden zu Beginn des Films eine Leiche. Welche Auswirkungen hat das auf die Stimmung beim Dreh?

Am Set sind wir alle Profis. Da geht es um profane Fragen wie: Stimmt die Farbe des (Kunst-) Blutes? Sind die Haare der Wasserleiche nass genug? Oder: Kann mal jemand dem Schauspieler eine Wärmflasche bringen? Der fängt sonst an zu Zittern und das sollten Leichen nicht.



Foto: privat

Was war die kreativste Mordwaffe mit der Sie es je zu tun hatten?

Ein aus Eis geformter, spitzer Dolch, in einer Thermosflasche in die Sauna gebracht und damit das Opfer erstochen. Zurück blieb nur ein Wasserfleck.

Der Tatort „Im Schmerz geboren“ mit Ulrich Tukur gilt mit 47 Toten als der beste Tatort des Jahres – je mehr Leichen, desto besser (die Kritik)?

Ich fand den Film sehr unterhaltsam, allein der vielen Zitate wegen – obwohl es ja eigentlich kein Tatort, sondern mehr ein kleines Fernsehspiel war. Das Aufzählen der Leichen ist natürlich ein Marketing Gag der Macher und eine ironische Antwort auf den sogenannten „Til-Schweiger-Tatort“ aus Hamburg, der damit begonnen hatte, die Anzahl der Leichen als Qualitätskriterium einzuführen – leider ganz ironiefrei.

Wird der Tod durch den Tatort bei einem Massenpublikum bagatellisiert?

Beim Tod glaube ich das nicht so sehr. Aber körperliche Gewalt wird verharmlost. Zum Beispiel: Einem Kommissar wird mit voller Wucht mit dem Revolverknauf auf den Kopf geschlagen. Ihm wird schwarz vor Augen, er bleibt zwei Minuten bewusstlos liegen, schüttelt sich dann und rennt dem Verdächtigen weiter hinterher. In Wirklichkeit läge er mit einem Schädelbasisbruch schwerverletzt im Krankenhaus und wäre wochenlang arbeitsunfähig oder Schlimmeres. **(kap/fha)**

Chinas dunkle Seiten

Der chinesische Autor und Dissident Bei Ling erzählt bei einer Lesung in Heidelberg von seinem Leben im Exil

„So musste ich stundenlang bewegungslos sitzen. Wenn ich versuchte, aufzustehen, wurde ich niedergetreten.“ Bei Ling kauert am Boden, die Arme hinter dem Kopf verschränkt. Er erzählt von seiner zweiwöchigen Haft im Qinghe-Gefängnis in Beijing. 2000 wurde der chinesische Dissident und Autor eingesperrt, weil er seine regimekritische Zeitschrift „Tendenzen“ veröffentlicht und verteilt hatte. „Das ist Folter“, ruft ein Mann aus dem Publikum nach vorne. Er ist Mitarbeiter bei Amnesty International.

Der mittlerweile vierundfünfzig-jährige Huang Bei Ling, der zu den maßgeblichen chinesischen Dissidenten gezählt wird, wirkt bei seiner Lesung im Heidelberger Tea & Zen Salon nicht besonders glücklich. Er wird vermutlich nie mehr als freier Bürger nach China zurückkehren können. Wenn man ihn danach fragt, kostet ihn das nur ein Kopfschütteln. Seine Staatsbürgerschaft musste er ablegen. Er ist jetzt Amerikaner – zumindest auf dem Papier. Dass Bei Ling damals nach nur wenigen Wochen wieder freigekommen ist, verdankt er einerseits dem Einsatz des amerikanischen Außenministeriums, andererseits einer von der amerikanischen Schriftstellerin Susan Sontag aufgestellten Koalition namhafter internationaler Autoren. In Deutschland ist er vor allem seit dem Vorfall auf der Frankfurter Buchmesse 2009 bekannt. In jenem Jahr war China das Gastland der Buchmesse, Bei Ling war ursprünglich als Referent vorgesehen. Zwei Tage vor Beginn wird er ausgeladen. Wenn er kommt, kommen wir nicht, droht China. Bei Ling kommt dann trotzdem. Als er auf die Bühne geht, verlässt die gesamte chinesische Delegation samt ehemaligem Botschafter den Saal. Der Eklat ist perfekt.



Foto: jop

Bei Ling während seiner Lesung im Heidelberger Teesalon Tea & Zen

Mit der Schilderung dieser Ereignisse beginnt Bei Ling auch seinen autobiografischen Erzählband „Ausgewiesen. Über China“, der 2012 bei Suhrkamp erschienen ist. Auch wenn der Übersetzung Eleganz und Feinschliff fehlen, wird doch deutlich, dass sich dieser Mann in keine Schublade stecken lässt. Freund von Ai Weiwei, ehemaliger Mitbewohner, Vertrauter und Biograf des (noch immer) inhaftierten Friedensnobelpreisträgers Liu Xiaobo, Verleger, Dichter, geschickter Fadenzieher, Dissident, Selbstdarsteller – Bei Ling lässt sich kein simples Label verpassen. Politischer Aktivist ist er allerdings nicht. Er schreibt deren Biografien. Denn als 1989 in China die Studentenproteste ihren Höhepunkt erreichen, bleibt er in New York. Er könne dort ohnehin nichts ausrichten, lässt er sich von einem Freund überzeugen.

Wenn er über die literarische Szene in China spricht, klingt das verbittert. „Mo Yan, der erste chinesische Nobelpreisträger, wird von der Partei wegen seines internationalen Ansehens instrumentalisiert. Als offizieller Repräsentant Chinas kann er sich nicht dagegen wehren“, meint Bei Ling. Diese Generation von Schriftstellern, seine Generation, wird sehr von ausländischen Autoren beeinflusst. Von Paul Celan zum Beispiel. Dessen Texte hat Bei Ling auch in seinem Verlag herausgebracht. „Seine Literatur ist Alkohol, so stark und tief. Die macht dich betrunken. Nicht so wie manche anderen deutschen Schriftsteller – deren Werke sind da vergleichsweise wie Wasser.“

Heute versucht er, seine Stimme aus dem Ausland laut werden zu lassen. Bis ganz nach China tönt sie selten und auch dann nur indirekt, über das Internet. In E-Mails an Freunde und Bekannte. „Mit meinen Schriftzeichen wasche ich den Himmel der Fremde rein“, schreibt er. Das Exil ist ihm zur Lebensform geworden. Als Heimat dient ihm seine Sprache. „Ich zeige euch Chinas dunkle Seiten“, sagt Bei Ling irgendwann im Laufe des Abends. Und das tut er. Seine Geschichte zeugt von mangelnder Meinungs- und Pressefreiheit in China. Bei Ling wird auch instrumentalisiert. Als abschreckendes Beispiel. So sagt der Polizeibeamte, der Bei Ling 2000 verhört, bezeichnenderweise: „Du willst mich verarschen, stimmt's? Du hast doch lange genug in China gelebt und willst mir vormachen, du wüßtest nicht, daß die Verfassung hier rein gar nichts bedeutet?“

Erst wenn Bei Lings Buch auch in China erscheint, werden wir wissen, dass sich etwas geändert hat. **(dmh)**

Gnadenlos

Marktmonopol, Steuerflucht, Hungerlöhne: Ist Amazon das Böse?

Pro

Das Perfide am Kapitalismus der Gegenwart ist, dass er mit der Einwilligung, ja unter dem lauten Beifall der von ihm Geschädigten funktioniert. 63 meiner Facebookfreunde liken den Versandkraken Amazon. Ich nicht. Weil ich ihn für das Böse halte.

Amazon-Gründer Jeff Bezos wollte seine Firma ursprünglich „relentless“ nennen; noch heute ist die Plattform unter dieser Adresse zu erreichen. „Unnachgiebig“, oder auch „gnadenlos“: Das wäre die treffende Selbstbezeichnung eines Unternehmens, das so brutal wie kein anderes seine zunehmende Monopolstellung am Markt auszubauen sucht. Vor allem der Buchmarkt leidet darunter: Durch einen Steuersitz in Luxemburg, das Unterlaufen der Buchpreisbindung und die Erpressung von Verlagen treibt Amazon die Einzelhändler in den Ruin oder in die Arme einer Kette. Damit wird nicht nur der angesehene Beruf des Buchhändlers zugrunde gerichtet und andernorts durch geisttötende Lageristenjobs ersetzt. Damit wird auch ein Ort der fachlichen Beratung, des Gesprächs über Literatur, überhaupt der sozialen Interaktion aus der Gesellschaft getilgt.

Wer bei Amazon bestellt, ist nicht einfach nur bequem. Er handelt schlicht unreflektiert. Wenn gegenwärtig die Frage verhandelt wird, wie wir leben wollen, dann ist jede Amazon-Bestellung ein Votum gegen die analoge Welt mit real existierenden Menschen in real existierenden Buchläden und für eindimensionalen Konsumismus und charakterlose Innenstädte. **(kgr)**



Foto: avo

Contra

Man kann es mittlerweile nicht mehr hören. Ständig jammern Buchhändler und Verlage darüber, wie schlimm und marktmächtig Amazon geworden ist. Sie meinen damit: wie schlimm, dass nun nicht mehr sie selbst, sondern Amazon den Profit macht. Und Schuld daran sind natürlich nicht sie selbst, sondern die Kunden. Ich gebe es besser gleich zu: Ich bin einer von ihnen. Von den Bösen. Von der dunklen Seite der Macht. Moralisch vom Spätkapitalismus korrumpierte Amazon-Kunden wie ich sind es, die Schuld sind am Buchladensterben, an der Massenarbeitslosigkeit von Buchhändlern, am Verschwinden guter Literatur. Daran, dass Kinder nicht mehr und Erwachsene das Falsche lesen. Bitte vielmals um Vergebung! Aber, seien wir doch mal ehrlich: Sind nicht die Amazon-Gegner die eigentlich Bösen? Kann es Zufall sein, dass es gerade die in ihren wohlsortierten, behaglichen Buchhandlungen herumstöbernden, Hölderlin-Gesamtausgaben-kaufenden Groß- und Bildungsbürger sind, die sich am meisten über Amazon aufregen? Weil sie in Zukunft niemand mehr beim Kauf der Hölderlin-Gesamtausgabe sieht? Weil es den konspirativen arty-farty Plausch mit dem Buchhändler bald nicht mehr gibt? Man muss es mal so sehen: Amazon ist Demokratie. Die liefern Hölderlin-Gesamtausgaben überall hin. Egal ob Villa oder Plattenbauwohnung, ob Berlin Mitte oder Berlin Neukölln. Sofort. Portofrei. Oft günstiger als irgendwo sonst. Fast wie beim Roten Kreuz. Kann denn sowas Sünde sein? **(tso)**

Der Gitarrentrommler

Der australische Fingerstyle-Gitarrist Tommy Emanuel gab in Heidelberg eines seiner jährlich 300 Konzerte

Wenn jedes Publikum die Vorstellung kriegt, die es verdient, sofern man Curt Goetz Glauben schenken mag, dann war es wohl ein sehr elitärer Kreis, der sich am Abend des 27. November in der Stadthalle am Neckarufer zusammengefunden hatte. Vielleicht waren es aber auch schlicht die außerordentlichen musikalischen Fähigkeiten des australischen Fingerstyle-Gitarristen Tommy Emanuels, die den Heidelberger Gitarrenfans einen Abend bescherten, an den sich diese noch lange erinnern werden. Der mittlerweile 59-jährige Tommy Emanuel ist neben Angus Young (AC/DC) wahrscheinlich der hierzulande bekannteste Gitarrist aus Down Under. Der wesentliche Unterschied zwischen den beiden Saitenarbeitern besteht allerdings bereits darin, dass Tommy Emanuel allein auf der Bühne steht. Schließt man die Augen, mag man das jedoch nicht so recht glauben wollen. Der Musiker spielt mit einer einzigen Gitarre nämlich vierstimmig: Melodiestimme, Begleitstimme, Basslinie – und Percussion. Hier zeigt sich, dass Tommy Emanuel eben nicht nur Gitarrist, sondern auch ein aus einer Musikerfamilie stammender Schlagzeuger und Bassist ist. Tommy Emanuel hat das Trommeln auf seinem Gitarrenkorpus dermaßen perfektioniert, dass man meinen mag, er habe in den Korpus seines Instruments einen Cajón verbaut. Nach unseren Recherchen ist das jedoch nicht der Fall. Die Vielfalt der Trommelklänge entsteht lediglich durch die verschiedenen Mikrofone, die an unterschiedlichen Stellen im Gitarrenkorpus verlegt sind. Durch die geschickt platzierten Percussion-Elemente ruft er beim Publikum immer wieder einen Zwischenapplaus hervor, der von lächelndem Kopfschütteln begleitet wird, das kapitulierend ausdrückt: Wie schaffst du es nur, mich immer wieder zu verblüffen? Es ist doch nur eine Gitarre, Mann!

In der Tat ist Tommy Emanuels verblüffende Spielweise etwas ganz Besonderes. Er erreicht dies durch technische Tricks, einnehmende Mimik und immer wieder durch die gut dosierten Percussion-Elemente, die er allesamt auf seiner Gitarre umsetzt. Rund zwei Stunden stand der Musiker auf der Bühne und präsentierte in seiner einzigartigen Manier überwiegend rein akustische Stücke. Allerdings könnte man sich diese auch sehr gut als modern produzierte Popsongs vorstellen; so bringen die Melodien regelmäßig ausreichend Potenzial für Radio-Airplay mit. Gelegentlich kommt er diesem Wunsch auch nach, indem er eine fünfte Stimme hinzufügt und seine Stücke gesanglich begleitet. Auf der aktuellen Tour liegt der Schwerpunkt der Gesangselemente allerdings bei dem australischen Gast-Sänger Rick Price, der für den Auftritt in Heidelberg zwar offiziell gar nicht gebucht war, aber dennoch dem Publikum eindrucksvoll zwei Lieder vortrug.



Foto: mkr

Meister des Gitarrenspiels: Tommy Emanuel live in der Heidelberger Stadthalle

Tommy Emanuel präsentierte sich hier in Heidelberg nicht nur als brillanter Gitarrist, sondern auch als Meister der Unterhaltung. Es gelingt ihm mit seinem Gitarrenspiel, das Publikum zum Lachen zu bringen. Dabei darf auch die mit Spannung erwartete Gitarrenstunde nicht fehlen: Auf dem Stundenplan stand an diesem Abend der Umgang mit Flageoletttönen. So erklärte er dem Publikum noch kurz, wie er den Klang des zuvor gespielten „Somewhere Over the Rainbow" erreicht hatte. Wie Jünger ihrem Religionsstifter folgte das Publikum aufmerksam seinen Ausführungen, die über das Niveau allgemeiner Tipps hinausgingen.

Im Vorprogramm präsentierte der Mannheimer Musiker Adax Dörsam nicht nur warm und harmonisch klingende akustische Stücke, sondern mit einer türkischen Saz und einer Harfencister auch außergewöhnliche Saiteninstrumente. Der Berufsmusiker hat schon mit Größen wie Xavier Naidoo, Rolf Zuckowski oder den Flippers zusammengearbeitet und über die Erlebnisse aus dieser Zeit das Buch „Saitenweise biografische Notizen" veröffentlicht. Der Abend wurde schließlich mit einer Autogrammstunde beider Musiker abgerundet, bei der nicht wenige Gitarren zu sogenannten „Tommy Emanuel Signatured"-Modellen aufstiegen. Der charismatische und warmherzige Tommy Emanuel hat kürzlich ein Weihnachtsalbum veröffentlicht und ist noch bis Ende Januar in Europa auf Tournee zu sehen. **(mkr)**

Stadt der Literatur

Seit dem 1. Dezember darf sich Heidelberg „UNESCO City of Literature" nennen

Eigentlich hatte man das Ergebnis aus Paris bereits am Sonntag auf einem Festakt bekannt geben wollen. Dann aber erfuhr man es doch erst am Montag morgen. Schade eigentlich, denn tatsächlich hätte es Grund zum Feiern gegeben: Seit dem 1. Dezember 2014 trägt Heidelberg den Titel einer UNESCO-Weltliteraturstadt. Was aber bedeutet das für die Stadt? Und was wird sich nun ändern?

Seit 2005 gibt es das von der UNESCO ins Leben gerufene „Creative Cities Network". Es soll vor allem dazu dienen, jene Städte miteinander zu vernetzen, die einer der ausgewählten Kategorien angehören. Insgesamt gibt es davon sieben: Film, Musik, Design, Volkskunst bzw. Handwerk, Gastronomie, Medienkunst und eben Literatur. Die Entscheidung trifft ein Gremium aus internen und externen Experten – im Bereich Literatur ist letzteres die internationale Autorenvereinigung PEN. Bewertet werden bestimmte Faktoren, teils eher vage formulierte wie etwa die literarische Tradition, aber auch messbare Größen wie etwa die Anzahl an Verlagen, Literaturhäusern und Bibliotheken im Verhältnis zur Einwohnerzahl. In allen diesen Bereichen steht Heidelberg gut da: So ist die Verlagsdichte mit je 1,3 Verlagen pro 10000 Einwohner überdurchschnittlich hoch. Auf diese Dinge hat man in der 173 Seiten umfassenden, künstlerisch anspruchsvoll gestalteten Bewerbungsmappe hingewiesen und damit offenbar die Jury überzeugt.

Obwohl Heidelbergs Kulturbürgermeister Joachim Gerner wie auch die baden-württembergische Kultur- und Wissenschaftsministerin Theresia Bauer bereits im Vorfeld einen „vorsichtigen Optimismus" verkündeten, war das Ergebnis keineswegs sicher. Zumal Heidelberg mit der UNESCO bisher eigentlich keine guten Erfahrungen gemacht hat: Bereits zweimal, 2005 und 2007, hatte die Stadt sich erfolglos um die Anerkennung als Weltkulturerbe beworben. Dass man sich nun gegen seine Mitbewerber, etwa das ukrainische Lwiw (Lemberg), durchsetzte und fortan als international anerkannte Literaturstadt gilt, wird deshalb wohl auch als eine Art moralische Genugtuung angesehen.

Den Titel einer „UNESCO City of Literature" (der bereits 2004 geschaffen wurde) tragen bereits Melbourne, Iowa City, Dublin, Reykjavik und Krakau; Heidelberg ist der jüngste Neuzugang. Auch Mannheim und Hannover schafften es ins Netzwerk der „Creative Cities", beide in der Kategorie Musik. Die Anzahl deutscher Städte erhöht sich damit schlagartig auf vier, während bis dahin lediglich Berlin den Titel einer „Stadt des Designs" trug.

> Nun gehört Heidelberg auch offiziell zum Kreis der Literaturstädte

Preis- oder Fördergelder von Seiten der UNESCO sind nicht mit der Auszeichnung verbunden. Allerdings verheißt der Titel einen Zuwachs an Prestige, der auch dem Tourismus zugute kommen könnte. Zugleich sind mit dem Preis auch gewisse Auflagen verbunden, etwa die Zusammenarbeit mit Entwicklungs- und Schwellenländern oder die Durchführung von Pilotprojekten.

Zunächst kann Heidelberg sich dem verdienten Gefühl des Erfolges hingeben. Mit der Entscheidung gehört die Stadt auch offiziell zum Kreis der Literaturstädte, denen sie sich schon vorher zugehörig fühlte. Nun gilt es, dem Titel gerecht zu werden und sich noch stärker um sein literarisches Erbe, sowie um dessen Gegenwart und Zukunft zu kümmern. **(mab)**

Auf der Suche nach Streit

In der Altstadt eröffnet der Veranstaltungsraum „artes liberales universitas"

Wie ein Querulant sieht er nicht aus. Exzentrisch, intellektuell, belesen, vielleicht wie ein Mensch, dem die Seiten kluger Bücher schon auf die Haut gedruckt sind. Aber man kann sich beim besten Willen nicht vorstellen, dass er sogleich aufspringt und in der Hauptstraße randaliert. Das meint er wohl auch nicht, wenn Clemens Bellut davon spricht, dass er Streit suche. Der Buchhändler, der eigentlich Philologe und Philosoph ist, hat sich nun eigens für dieses Ansinnen einen Raum erschaffen: die artes liberales universitas, die im Sommer 2014 in die Ingrimstraße/Ecke Mittelbadgasse einzog. Mit Verlaub, aber hat es gerade in der Universitätsstadt Heidelberg eben daran gemangelt?

Clemens Bellut ist sich sicher: das hat es. Diese Universitätsstadt hat an einem Raum fehlen lassen, der gleichsam auch Freiraum sein kann; nämlich frei von Verzweckung, wirtschaftlicher Nötigung, Zugangsschranken, Zertifizierungszwang und Hierarchie. Das alles lockt verheißungsvoll und ruft jetzt zumindest zu einem wortgewordenen Besuch: da wurde man aus dem kreischenden Gedränge des Rathausplatzes in die Ingrimstraße gespült. Ein Antiquariat, die orange-Bar, das kleine Café Pannonica – nicht die schlechtesten Nachbarn hat die universitas. Was hier passieren soll, erklärt der Buchhändler etwas vage: es soll sich in einer „gemeinsamen Praxis der Hervorbringung" geübt werden. Im Moment tragen genau diesem Ziel eine Reihe von Kolloquien, Lesekreisen, Musikveranstaltungen und Vorträgen Rechnung. Von unregelmäßig öffentlich bis regelmäßig in festen Kreisen kann hier alles stattfinden– sofern es sich aus einer „selbst hervorgebrachten Fragestellung" gebiert. Die Idee macht Utopistenaugen glänzen und doch seien ein Quäntchen Welt und die Frage nach dem Geld gewagt. Finanziert wird das Projekt nämlich zunächst aus den Ressourcen einer sich erschöpfenden Gründungsfinanzierung, die sich nun zusätzlich an Spenden und Zuwendungen von Unterstützern nährt. Außerdem sind die Räume auch für zahlende Privatpersonen und Unternehmen wie SAP, das Literaturhaus und das Amt für Kreativwirtschaft zu mieten.



Foto: hmi

Kunst von Ana Jacinto Nunes in der Ingrimstraße

Für sein Geld und vor allem für seine Gedanken sind dem Nutzer einige Quadratmeter, eine Flasche Wein und reichlich Worte in stuckgerahmte Aussicht gestellt. Eine kleine Wandnotiz gibt es auch noch: die stammt von der Portugiesin Ana Jacinto Nunes, der die universitas in den letzten Monaten zum Atelier auf Zeit geworden ist.

So sieht also der Streit aus, dem die universitas nun eine eigene Arena gebaut hat: ein Raum, in dem kluge Menschen kluge Dinge sagen, in dem es immer gut riecht – nach Holz und Wein und Buchseiten – und in dem sich Gespräch ereignen soll. Es bleibt ganz und gar nicht zu wünschen, dass dabei letztendlich doch nur gegen den eigenen Schatten geboxt wird. **(hmi)**

Seit über 40 Jahren erfolgreiche Kurse zum
LATINUM + GRAECUM
während der Semesterferien und semesterbegleitend
* für Anfänger und Fortgeschrittene
* soziale Beiträge + Lernmittelfreiheit
* anerk. Prüfungen (Latein-/Griechischkenntnisse)
* kleine Arbeitsgruppen
* erfahrene Dozenten
HEIDELBERGER PÄDAGOGIUM
gemeinnütziges Bildungsinstitut
69120 Heidelberg, Schröderstr. 22a, Tel.: 45 68-0, Fax: 45 68-19
www.heidelberger-paedagogium.de



Schuften für schwedische Schweine

Der leckerste Schinken kommt von glücklichen Tieren. Unser Redakteur lebte und arbeitete zwei Wochen lang auf einem skandinavischen Bio-Schweinehof

Von Jasper Bischofberger

Es ist kalt. Ich rieche fast gar nichts, aber das, was ich rieche, ist unangenehm. Blut. Und noch etwas anderes: Verbrannte Haare, meint Kristofer. Das Tier wird – nachdem es tot ist – in ein heißes Bad getaucht, was die Haare entfernen soll. Alle verbleibenden Haare werden weg flambiert. Wir befinden uns im Schlachthaus. Kristofer holt das Schwein ab, das er dort vor ein paar Tagen zum Schlachten vorbeigebracht hat. Zusammen wuchten wir die in Plastikfolie verpackten Schweineviertel in Kristofers Van und fahren zurück zum Hof.

Ich arbeite als Wwoofer. Wwoof steht für „World Wide Opportunities On Organic Farms“. Zwei Wochen lebe und arbeite ich auf einem Bio-Schweinehof. Dabei verdient man kein Geld, aber Unterkunft und Verpflegung sind kostenlos. Das Grundstück des Schweinehofs liegt zwar nur eine Stunde von Stockholm entfernt, allerdings ist vom urbanen Hauptstadtflair nicht mehr viel zu spüren. Der Hof liegt in den Weiten der schönen schwedischen Natur, die nur spärlich mit roten Holzhäusern besiedelt ist.

Als Wwoofer auf dem Hof Franzéns Charkuterier ist die Hauptaufgabe das Füttern, das zweimal am Tag stattfindet. Als Erster verlässt man morgens um sieben das Haus, um die Runde zu den verschiedenen Gehegen zu drehen. Drei davon sind in direkter Hofnähe, drei weitere sind nur mit dem Auto erreichbar. Bei jedem Gehege muss das Wasser nachgefüllt werden und trockenes, staubiges Futter auf den Boden und in die Futtertröge verteilt werden. Wichtig ist, dabei schnell zu sein, da die hungrigen Tiere einem laut kreischend auf den Fersen sind. So entwickelt sich eine Verfolgungsjagd, bei der immer neue Futterhaufen als Ablenkung platziert werden. Die Schweine stürzen sich darauf, sind aber schnell wieder hinter den Futtereimern mit dem noch frischeren Futter her. Die Schweine beißen zwar in der Regeln nicht, sind aber keineswegs zimperlich was direkten Körperkontakt angeht. Wie ein Football Spieler auf dem Weg zum Touchdown rennt man so über die Koppel.



Fotos: jab

Leben wie die Wildscheine

Die Schweine sind sehr robuste Tiere, sie sind das ganze Jahr über draußen; selbst während des empfindlich kalten schwedischen Winters. Einzig kleine metallene Hütten mit Stroh dienen den Tieren als Unterschlupf. Kristofer und seine Frau Li achten darauf, dass dieser Rückzugsort kontinuierlich frisch und komfortabel bleibt. So ist es unsere Aufgabe ständig zu überprüfen, wie frisch das Stroh noch ist und, gegebenenfalls mit Atemmaske ausgerüstet, in die kleinen Häuschen zu krabbeln, das alte Stroh hinauszuschaffen und das frische zu einem sanften Bett zu verteilen. Je nach Wetterlage ist diese mühsame Aufgabe staubig oder matschig.

Solche Mühen machen sich industrielle landwirtschaftliche Betriebe nicht. So ist es erfreulich, dass wie in vielen europäischen Ländern besonders in Schweden die ökologische Landwirtschaft boomt. Schon zur letzten Jahrtausendwende lag der Anteil der ökologischen genutzten landwirtschaftlichen Fläche bei 6,3 Prozent. In Deutschland wurde dieser Wert zum Vergleich erst 2013 erreicht. Auch beim Umsatz liegt Schweden vorne. Dieser stieg in Deutschland 2013 um 7,2 Prozent auf 7,55 Milliarden Euro. Im selben Zeitraum stieg er in Schweden um 13 Prozent auf 1,3 Milliarden Euro; im ersten Halbjahr 2014 sogar um 30 Prozent.

Treibende Kraft für dieses rasante Wachstum dürften dabei vor allem die Supermärkte sein: Die schwedische Kette ICA hat es sich nach eigenen Angaben zum Ziel gemacht, den Anteil von Bioprodukten deutlich zu erhöhen. Ein weiterer Grund für den Erfolg Schwedens ist wohl der dortige Bauernverband, der verschiedene Projekte betreibt, um über ökologische Landwirtschaft zu informieren und konventionelle Bauern beim Umstieg zu unterstützen. So üben sich konventionelle und ökologische Landwirte in Zusammenarbeit. Der Bauernverband ist schon lange Mitglied bei KRAV – eine wichtige schwedische Organisation für ökologische Landwirtschaft. Die Agrarlobby in Deutschland dagegen widersetzt sich der Umschichtung von Fördermitteln zugunsten der ökologischen Landwirte meist heftig.



Kampf ums Essen: Wer nicht aufpasst, wird gebissen

Franzéns Charkuterier ist beispielhaft für konsequente ökologische Tierhaltung. Die Schweine verbringen ein unbeschwertes, langes und natürliches Leben, frei von präventiven Antibiotika und Kastration. Die Gehege haben jeweils die Größe eines Fußballfeldes. So haben die Schweine genug Platz im Schlamm zu wühlen, sich an Baumstämmen zu reiben und für anderen Schweinekram.

Und doch, irgendwann endet das Leben der Tiere. Alle paar Wochen bringt Kristofer ein Schwein zum Schlachter. Denn genauso sehr wie er sich um das Wohl der lebenden Schweine sorgt, ist er daran interessiert, die besten Erzeugnisse aus dem Schweinefleisch zu produzieren.

Das Herzstück des Hofes bildet die Charkuterier (Metzgerei), die er und seine Frau vor wenigen Jahren in einen ehemaligen Stall eingebaut haben. In dem hochmodernen Raum, der mehr wie ein Labor anmutet, verbringt Kristofer die meiste Zeit des Tages, um das frische Fleisch zu verwerten. Akribisch modifiziert und erweitert er dabei sein Rezeptbuch für Würste und Fleisch aller Art. Auch als Wwoofer darf man mit hinein und bei einfachen Arbeiten, wie dem Zerlegen und Klassifizieren von Fleischteilen helfen. Das mag für den ein oder anderen gewöhnungsbedürftig sein. Wenn man sich allerdings darauf einlässt, kann man sich leicht in die akribische Arbeit hinein vertiefen und so völlig vergessen, dass man Teile eines toten Tieres vor sich hat. Nach ein paar Tagen hat man sich spürbar verbessert und bald macht die filigrane Arbeit wirklich Spaß.

Aber als Wwoofer gibt es leider viel mehr zu tun. Wenn die Schweine von Fütterung, über Streicheleinheiten bis Strohwechsel ausreichend umsorgt sind, ist man als Wwoofer bei Li und Kristofer sehr stark in den Haushalt eingebunden. Banale Sachen, wie mit dem Hund Sonia Gassi gehen, Essen vorbereiten oder kochen, stehen mit auf dem Programm. Das, was Kristofer und Li in der Küche jeden Tag auf die Beine stellen, ist mehr als bemerkenswert. Schon das Frühstück hat es in sich: Es gibt morgens ausschließlich selbstgebackenes Brot. Ganz klassisch schwedisch wahlweise mit Marmelade oder Käse vom Block gehobelt. Mittags und abends gibt es die verschiedensten Gerichte. Viele der Erzeugnisse, die Kristofer in der Metzgerei produziert, finden natürlich auch den Weg in die private Küche. So gibt es zwar fast jeden Tag Fleisch, jedoch nie in rauen Mengen. Die Gerichte sind viel mehr bunte Kompositionen mit Fleisch als Delikatesse. So scheint der Aufenthalt auf Franzéns Charkuterier zeitweise durchaus wie ein Gourmeturlaub, Kochkurs inklusive.

Was Kristofer und Li von einer Hilfskraft verlangen, ist eigenverantwortliches Arbeiten. Am Frühstückstisch wird zusammen entschieden, welche Aufgaben unbedingt zu erledigen sind und was in nächster Zeit ansteht. Den Tag über hat man als Wwoofer dann freie Hand. In schwierigerer Aufgaben wird man zwar eingeführt, aber das passende Werkzeug oder Benzin für den Rasenmäher muss man bestenfalls selbst in den verworrenen Untiefen der verschieden Werkzeugschuppen ausfindig machen. Nur ein außergewöhnliches Vertrauen macht das möglich. Das vorurteilsfreie Vertrauen in das Gute im Menschen ist auch Grundlage für das enge Zusammenleben im Wohnhaus, das man als Wwoofer mit den beiden führt.

Für die Freizeit, die jeden Abend und an manchen Nachmittagen bleibt, ist das Programm besser als man es in der schwedischen Einöde erwarten könnte. Einmal fahren wir zu einem idyllisch gelegenen See, eine willkommene Erfrischung nach der harten, staubigen Arbeit auf dem Hof. Auch auf ein traditionelles Midsommarfest gehen wir. Wir erleben aber auch ganz gemütliche Abende zu Hause. Eine Sauna steht zur freien Verfügung und das Sofa mit Fernseher wird auch nicht selten in Anspruch genommen. Diese gemütlichen Abende sind eine Wonne nach der ausgiebigen Arbeit an der frischen Luft. Schon nach einer Woche fühle ich mich bei den beiden wie zu Hause.

Impressum

ruprecht, die Heidelberger Studentenzeitung, erscheint monatlich (drei Ausgaben) in der Vorlesungszeit. Der *ruprecht* versteht sich als unabhängige Zeitung, die sich keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet fühlt. Die Redaktion trifft sich während der Vorlesungszeit montags um 20 Uhr im Zentralen Fachschaftenbüro in der Albert-Ueberle-Straße 3-5. Für namentlich gekennzeichnete Artikel sind die Autoren allein verantwortlich.

Herausgeber: ruprecht e.V.

V.i.S.d.P.: Jonas Peisker

Redaktionsadresse: Albert-Ueberle-Straße 3-5, 69120 Heidelberg

Telefon: 06221 / 18 71 310 - 0

E-Mail: post@ruprecht.de

Der ruprecht im Internet: www.ruprecht.de
www.facebook.com/ruprechtHD

Redaktion: Christina Deinsberger (chd), Dominik Waibel (dom), Antonia Felber (fel), Felix Hackenbruch (fha), Janina Schuhmacher (jas), Jonas Peisker (jop), Hannah Kapfenberger (kap), Kai Gräf (kgr), Michael Abschlag (mab), Maren Kaps (mak), Michael Graupner (mgr), Johanna Mitzschke (mit), Monika Witzenberger (mow), Niklas Feil (nik), Philipp Fischer (pfi), Tim Sommer (tso), Ziad-Emanuel Farag (zef)

Freie Mitarbeiter: Greta Aigner (aig), Anna Maria Stock (ams), Cathrin Keller (cai), Daniela Süß (das), David Kichgeßner (djk), Dorina Marlen Heller (dmh), Hanna Miethner (hmi), Hannah Bley (hnb), Jasper Bischofberger (jab), Jesper Klein (jkl), Laura Heyer (lau), Malte Krohn (mkr), Manon Lorenz (mlo), Raphael Ostarek (ost)

Redaktionsschluss für die Ausgabe 154: 19. Januar 2015

Personals

fha: Ich habe schon so viel fame, ich stehe schon wieder auf der Titelseite.
dom: Wenn ich den ganzen linken Scheiß an den Wänden hier sehen, fange ich an FDP zu wählen.
chd: Guck mal depressiv!
jop: Präsens historicum. Das machen die Fußballer auch so ...
tso: Bin ich jetzt der Schusterhurenbeauftragte, oder was?
mgr@fha: Du stinkst nach Alkohol.
fha: Es gab nur noch harte Sachen...

„Neutrale Wahlbeobachter gab es nicht“

Leserbrief zu „Finnlandisieren wäre eine Lösung“ aus Ausgabe 152

Prof. Baberowski sagt in dem Interview: „Die Krim wird bei Russland bleiben, und die Bewohner der Krim wollen auch gar nichts anderes.“ Das stimmt nicht.

Ich war 2012 und 2013 auf der Krim und habe mehrere Wochen in einer kleinen Sprachschule Russisch gelernt. Ich habe viele Gespräche mit den russischsprachigen Lehrkräften geführt und war auch 2014 mit ihnen per E-Mail in Kontakt. Sie lieben die russische Sprache und Literatur, aber sie wollten definitiv nicht, dass die Krim ein Teil Russlands wird. Die Leiterin der Sprachschule und ihre ganze Familie haben im Internet und auf der Straße entschieden dagegen protestiert. Die Abstimmung auf der Krim wurde durchgeführt, nachdem russische Panzer und russische Soldaten dort eingedrungen waren. Neutrale Wahlbeobachter gab es nicht. Wir wissen also nicht, wie viele Leute ohne Angst und Druck dafür gestimmt hätten, dass die Krim zu Russland gehört. Eine der Lehrerinnen in der Schule war Krim-Tatarin. Ihre ganze Familie wurde in der Stalinzeit nach Usbekistan deportiert. Alle Krimtataren wurden aus der Krim nach Sibirien, Usbekistan oder in andere Teile der Sowjetunion verschleppt. Viele sind später zurückgekehrt, um auf der Krim in der Ukraine zu leben. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, dass sie freiwillig und ohne Druck für den Anschluss an Russland gestimmt haben.

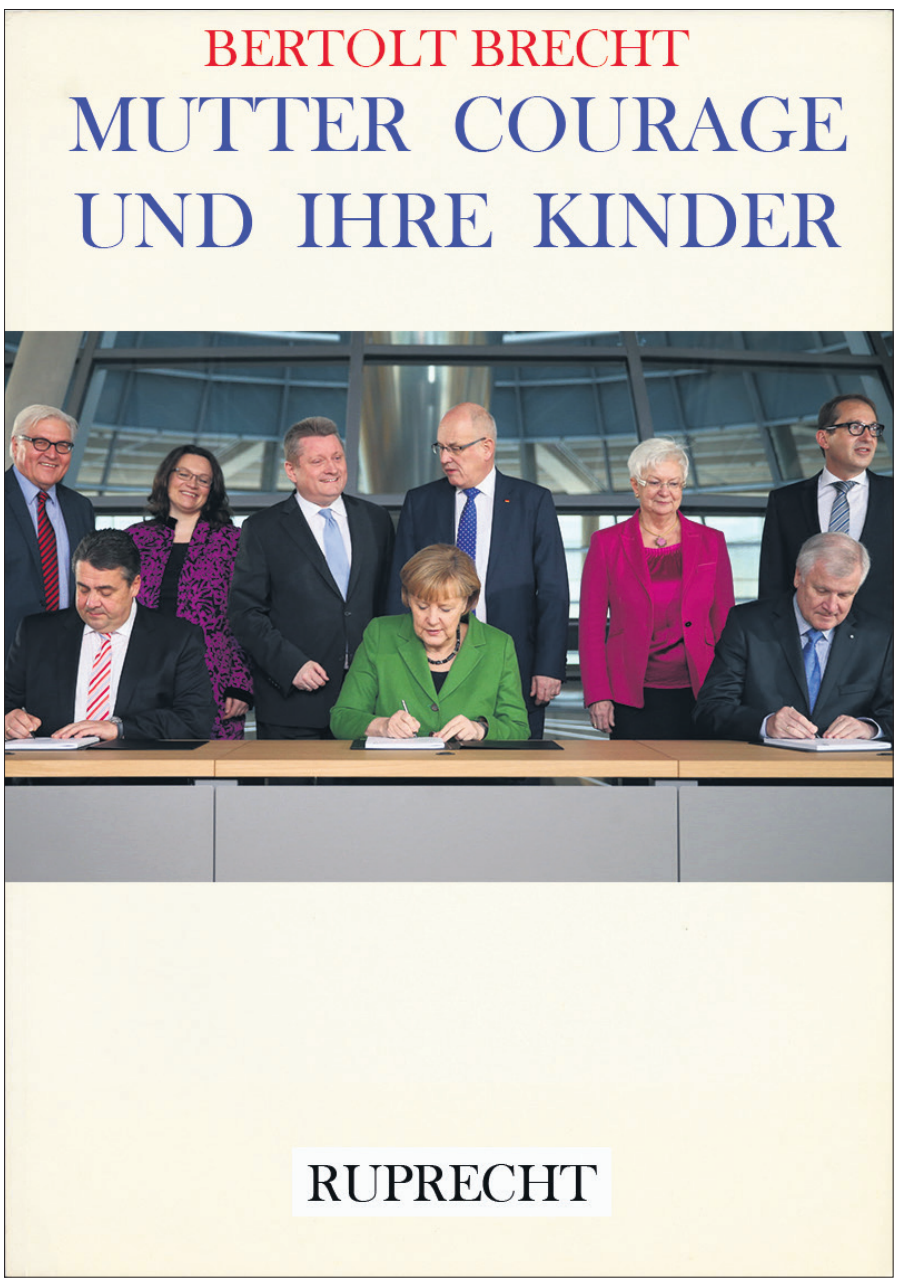
Gabriele Meier, Slavisches Institut, Heidelberg

Unsere Adresse für eure Meinung: post@ruprecht.de. Leserbriefe spiegeln nicht die Meinung der Redaktion wider. Wir behalten uns vor, Einsendungen zu kürzen.

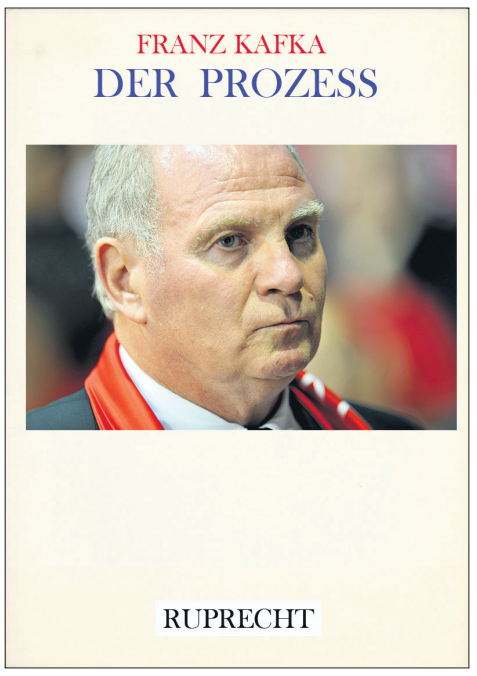


Literatur pur

Heidelberg ist Literaturstadt. Zu diesem Anlass hat die Stadt Heidelberg eine einmalige, neue Edition der größten Klassiker der Weltliteratur herausgegeben - das ideale Weihnachtsgeschenk, jetzt bei Bestellung zum Vorzugspreis von nur 149,99 Euro erhältlich! Hier eine kleine Vorschau:



„Ein Meisterwerk!“
Frankfurter Allgemeine Zeitung

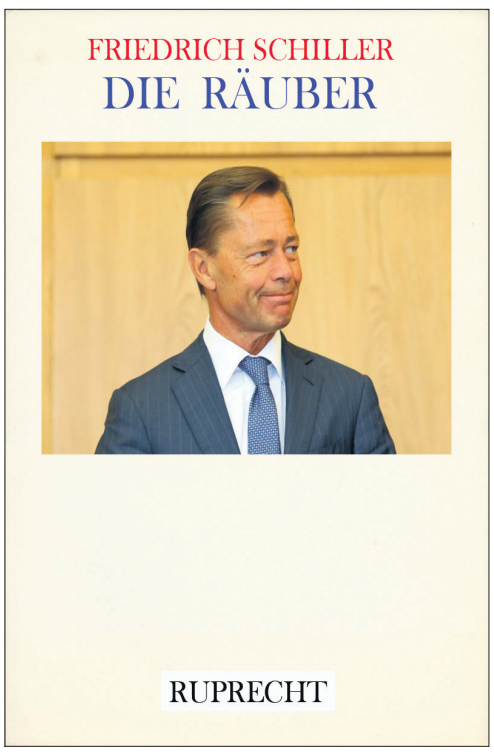


„Ein schönes Buch mit vielen Seiten.“
RNZ

„Großartig!“
Die Zeit



„Selten habe ich ein Werk von solcher Ästhetik und Sprachkraft gelesen.“
Bushido









Ab jetzt in jede mab solut gut sortierten Buchladen!

Jetzt bestellen unter 06221 58-10580!